Leutnant Stuart Chant-Sempill,

St. Nazaire Commando (John Murray Publishers, London 1985)

Übersetzung ins Deutsche (2014): Heinrich Nuhn, Rotenburg an der Fulda

Kap.13 – S. 115ff.

Rotenburg an der Fulda

Oflag IX A/Z lag direkt an den Ufern des Fuldaflusses – ein großes, relativ modernes Gebäude, das in mehr Stacheldraht eingehüllt war als irgendein anderes, das ich bisher gesehen hatte. […]

Das Rotenburger Lager hatte äußerlich nichts Besonderes, aber es war verführerisch leicht, von dort zu flüchten. Es war fünf Stockwerke hoch und hatte ein sehr hochgestrecktes Dach. Aber es hatte einige Schuppen und angrenzende Gebäude, die sehr attraktiv für einen Fluchtwilligen waren, der stets darauf bedacht sein musste, sich unter dem vollen Schutz von überdachten Gebäuden zu bewegen, wenn er wegkommen wollte. Wenn man sich auf den Fuldawiesen niedergelassen hatte, war es ein beeindruckendes Lager, wie wir später herausfanden. Es wurde „Jakob-Grimm-Schule“ genannt, und grimmig war es in der Tat.

Wir Gefangene belegten fast das gesamte Hauptgebäude, aber ein Flügel war durch Stacheldraht abgetrennt. Dieser bildete die deutsche Kommandantur und Quartiere für die deutschen Wachposten. Das Rotenburger Lager […] beherbergte 353 Offiziere, hauptsächlich britische. Später, im April 1943, musste das Lager 566 Kriegsgefangene verschiedener Nationalität aufnehmen, wiederum vor allem britische, dabei waren aber auch 154 amerikanische Offiziere. […]

In Rotenburg waren auch 79 Mannschaftsdienstgrade, welche die Aufgabe hatten, sich um die Offiziere zu kümmern, denn das Lager hatte einen vergleichsweise hohen Anteil von invaliden und blinden Offizieren, die man dort zusammengeführt hatte, um sie nach Einigung der beiden Kriegsparteien in ihre Heimatländer zu repatriieren. Repatriierung bedeutete nach den Vereinbarungen der Genfer Konvention, die am 6. Juli 1906 unterzeichnet worden war, dass verwundete Offiziere und Mannschaften, die in Kriegsgefangenschaft geraten waren, so schnell wie möglich ausgetauscht werden sollten. Das war die Vereinbarung, aber die Deutschen hatten andere Vorstellungen.

Wie die Geschehnisse in der Tschechoslowakei und in Polen gezeigt hatten, bedeuteten solche Abmachungen den Deutschen das, was sie jeweils darunter verstanden. Während es nämlich 1942 mehrere tausend alliierte Gefangene gab, die nach den Regeln der Genfer Konvention hätten entlassen werden sollen, hatte es zu diesem Zeitpunkt keine größeren alliierten Siege gegeben und die Briten hatten nur ein paar hundert Deutsche gefangen genommen, hauptsächlich Piloten und Marinesoldaten. […]

Im Ersten Weltkrieg hatte es Gefangenenaustausch zwischen Großbritannien, Frankreich und Deutschland gegeben und die Deutschen hatten seinerzeit ein gewisses Maß an Humanität an den Tag gelegt, als sie die Repatriierung von Geistlichen und Ärzten zugelassen hatten, die im Angesicht drohender und zu erwartender Gefangennahme bei ihren Verwundeten geblieben waren. Aber das Deutschland von 1940, 1941 und 1942 war anders: und in Rotenburg an der Fulda war eine große Zahl von Schwerverwundeten, denen das Internationale Rote Kreuz ihre Untauglichkeit für weiteren Militärdienst bescheinigt hatte, die aber immer noch auf den Tag warteten, an dem die Siegermacht sich erweichen würde und sie nach Hause gehen ließe.

Besonders grausam war, dass im Jahr zuvor, im September 1941, ein Versuch zur Repatriierung unternommen worden war. Aufgrund einer Initiative des Roten Kreuzes war eine Gruppe von Schwerverwundeten in Lazarettzügen zum französischen Hafen Rouen an der Einmündung der Seine gebracht worden, um von dort in einem Sammeltransport über den Kanal nach England und in die Freiheit zu kommen. Aber aus einigen obskuren Gründen und ohne jede Vorwarnung wurden sie zurück nach Deutschland geschickt und dann sogar noch bis nach Polen. Dort ließ man sie monatelang, um ließ sie dort in einem der schlimmsten Kriegswinter bibbern und frieren, bevor sie in Lager in Deutschland zurückgebracht wurden – einschließlich Rotenburg.

Viele der Gefangenen in Rotenburg hatten an der misslungenen Reise nach Rouen teilgenommen. Sie waren natürlich verbittert; einige von ihnen hatten wenig oder kein Vertrauen in die Zukunft, weil sie sich damals nicht vorstellen konnten, dass die Alliierten den Krieg gewinnen würden oder wie sie genügend deutsche Kriegsgefangene machen könnten, um die überwältigende Zahl von Gefangenen aus Großbritannien und aus dem Commonwealth auszugleichen. Darüber hinaus spielten die Amerikaner bei diesen Überlegungen noch keine Rolle. […]

Gemessen am Standard von Kriegsgefangenschaft war das Lager in Rotenburg vergleichsweise komfortabel. Das Gebäude war trocken und warm, aber stark belegt und in seiner Ausdehnung begrenzt. […] Das Grundstück war vollständig von einer Schutzhülle in Form eines doppelten Drahtzaunes umgeben – über drei Meter breit und fünf Meter hoch.

An jeder Ecke des Lagergeländes und dazwischen befanden sich Wachhäuschen auf hohen Stelzen aus Holz, die in sechs bis neun Meter Höhe einen Blick über das gesamte Lager ermöglichten – wie man das auf zahllosen Fotos und in Deutschland spielenden Kriegsfilmen gesehen hat. Jedes Wachhäuschen bot Platz für einen oder mehrere Soldaten, die mit einem einfachen Gewehr oder einem Maschinengewehr vom Typ MG 34 bewaffnet waren und über ein Telefon Kontakt zur Kommandantur im deutschen Lagerflügel hatten, sodass vollständige Kontrolle gewährleistet war.

Wie immer und überall war die Ernährungsfrage von oberster Bedeutung. Wir waren in Rotenburg in Messen eingeteilt und wurden von einer zentralen Küche versorgt. Ich habe es als Gefangener nie anders erlebt. Es gab jedoch andere Lager, in denen es den Gefangenen überlassen blieb, sich in kleinen Gruppen selbst zu versorgen. Einigen gefiel das besser. Wenn nämlich die von ihnen ausgewählten Köche - Gefangene, Offiziere und Soldaten wie sie selbst - einfallsreich und achtsam waren, konnte es zu abwechslungsreicherer Kost kommen als bei einer Gemeinschaftsküche, wie wir sie in Rotenburg hatten.

Von fast ebenso großer Bedeutung war das Schlafen. Mein erster Schlafsaal war in einem der großen Klassenräume in der ersten Etage, der mit über dreißig Schlafstellen vollgepackt war, die eng nebeneinander aufgereiht waren, mit ein paar Holztischen und Stühlen dazwischen. Meine eigene Schlafstelle, besser gesagt, mein Anteil an dem zweistöckigen Stapelbett, war die obere Hälfte, ein Meter fünfzig über dem Fußboden. Und mit meinem lahmen Bein war das Hochklettern wirklich nicht leicht.

Die untere Stapelbetthälfte war von einem Offizier belegt, der älter als die anderen war, ein Versorgungsoffizier mit Namen Weeks - „Pop“ Weeks - ein angenehmer, aber hektischer kleiner Mann, der sich sehr schnell bewegte und aus irgendeinem Grund stets in Eile war, vor allem zu Essenszeiten, zu denen er sich im wahrsten Sinne des Wortes im Eilschritt auf den Weg zum Speisesaal machte. Sein einziger wirklicher Makel war sein Schnarchen. In der ersten Nacht, nach der Anreise aus Obermaßfeld, war ich zu müde, um es zu bemerken. Aber in der zweiten Nacht wachte ich plötzlich auf und musste feststellen, dass ich das Wurfziel eines Sperrfeuers mit Büchern und

sogar mit Schuhen war, die alle auf meinen Nachbarn zielten, der in der Koje unter mir schlief und wie verrückt schnarchte.

Meine Stubengemeinschaft war eine gemischte Gruppierung aus Sanitätsoffizieren, einem Zahnarzt und einigen Australiern und Neuseeländern. Ihre Einstellung gegenüber Weeks war kompromisslos und über mich machten sie sich kaum Gedanken. Dieses Schnarchen von Weeks war nicht hinnehmbar. Nach dem Geschosshagel – er war offensichtlich von einem der auf ihn geworfenen Schuhe getroffen worden – grunzte er und beendete sein Schnarchen. Der Raum beruhigte sich dann, blieb aber unbehaglich und wurde nie ganz still, sondern war erfüllt vom Rhythmus schweren Atmens und den Geräuschen, die von den menschlichen Leibern ausgingen, die Ruhe suchten.

Jene ersten paar Tage waren die einsamsten und elendsten Tage, die ich überhaupt in Gefangenschaft verbracht habe, und ich sehnte mich danach, zurück in Spangenberg bei meinen *Commando*-Freunden zu sein. Oder in Rennes bei den Soldaten und Marineangehörigen, die ich dort in dem kleinen Gefangenenquartier im freundlichen Frankreich zurückgelassen hatte.

Die Gefangenen in Rotenburg waren freundlich und hilfsbereit, aber sie hatten das alles schon davor erlebt – einen Neuankömmling mit der Geschichte seiner Gefangennahme. Nach ein paar Tagen mit Fragen verloren sie bald das Interesse und widmeten sich wieder ihren eigenen Lieblingsbeschäftigungen. Ihr wirkliches und einziges Interesse, und es war auch irgendwie natürlich, galt ihnen selbst und dem, was mit ihnen zu tun hatte – und dies aufgrund von Resignation und stiller Verzweiflung.

Ihre Geisteshaltung war ein Reflex des Kriegsgeschehens. Obwohl wir deprimiert darüber waren, in St. Nazaire in Gefangenschaft geraten zu sein, hatten wir eine andere Betrachtungsweise, denn wenige Monate vorher waren wir Zeuge der langsamen Aufwärtsentwicklung gewesen, mit der sich Großbritannien von den frühen Kriegsverlusten erholte. Die Bildung der *Commandos* war in der Tat eines der ersten sichtbaren Zeichen dafür gewesen, dass das Land sich wehrte. Churchill hatte uns für seine Zielsetzung in Anspruch genommen. Es hatte noch weitere Niederlagen gegeben und es würde noch weitere geben, aber wir hatten gesehen, wie der Kampf um Großbritannien (*Battle of Britain*) gewonnen wurde, wir hatten die bescheidenen Siege in Vaagso und bei den Lafoten erlebt. Und in St. Nazaire hatten wir die Deutschen stark aus dem Gleichgewicht gebracht. Wir wussten, dass sie nicht unbesiegbar waren, wie dies 1940 ausgesehen hatte, und wir hatten keine Angst mehr vor ihnen. […]

Es gab Gefangene, die dieses Wiederaufleben der Kriegsanstrengungen der Alliierten erkannten, aber es gab andere, die sich voller Groll und kritisch äußerten. Letzteres galt speziell für die „Krähen“. Die Gefangenenlager waren geteilt in solche, die keine Zukunft erkennen konnten, das waren die „Krähen“, und in solche, die nie aufgaben und nie nachgaben und die einige der riskantesten Ausbrüche in die Freiheit unternahmen, die jemals gemacht wurden. Ich weiß nicht, ob es darüber irgendwelche Statistiken gibt, aber auf jeden erfolgreich Geflohenen kamen Dutzende von ungezählten Versuchen von Offizieren und Soldaten, die sich weder durch Entdecktwerden, mitunter sogar durch Verrat, und erneute Gefangennahme beirren ließen und wieder und immer wieder zu fliehen versuchten.

In Rotenburg kamen wir aus allen gesellschaftlichen Schichten und aus Ländern in allen Teilen der Welt. Wir bewahrten immer noch militärische Disziplin, manchmal zwar etwas locker, aber wenn es nötig war und denen gegenüber, die uns gefangen hielten, angebracht erschien, brachten wir unmissverständlich zum Ausdruck, dass wir ihre Herrschaft nicht akzeptierten. Sonderbarerweise bemerkten sie diese Haltung: bei mehr als einem Lazarettaufenthalt in Rennes wurde ich gefragt: „Warum kämpft Ihr Briten gegen uns? Gemeinsam könnten wir die ganze Welt schlagen.“ Worauf ich erwiderte: „Wir wollen die Welt nicht erobern.“ Ungläubig schüttelten sie ihre Köpfe. Die Tatsache,

dass das Meiste auf der Weltkarte die Farbe Rot trug, war wahrscheinlich der Grund dafür, dass sie das nicht glaubten. Und in Großbritannien gab es damals keine Anzeichen dafür, dass dieses Rot schnell verschwinden, aber auch nicht zulegen würde.

Viele Jahre nach dem Krieg sagte ein älterer Offizier, ein Veteran aus dem Ersten Weltkrieg, zu mir: „Was ich nicht verstehe, mein lieber Junge," – so nannte er mich stets in seiner leicht gönnerhaften und sich überlegen gebenden Art – „ist zu verstehen, was es wirklich bedeutete, in Gefangenschaft zu geraten, ein Kriegsgefangener zu sein. So zu leben – so sogar richtig zu existieren. Ich konnte nie richtig einschätzen, wie Euer tägliches Leben ausgesehen hat."

Das ist der Punkt, an dem es schwieriger wird, meine Geschichte zu erzählen. Denn jetzt war ich in einem normalen, gut eingerichteten und gut geführten Gefangenenlager. […] Ich würde nicht in der Lage sein, das Leben des normalen Deutschen wahrzunehmen. […]

Langsam kam ich dazu, mich diesem neuen Leben anzupassen und zu erkennen, dass der Name dieses Spieles Überleben und Geduld hieß. Erste Priorität hatte für mich, meine Bewegungsfähigkeit und damit meine Mobilität zurückzugewinnen. Ich erinnere mich daran, dass mir gesagt wurde: „Es beeindruckt niemanden und es macht Dich in den Augen der Deutschen nur verdächtig." Die Tatsache, dass mein Ratgeber gut über 1,85 groß war, eine Kopfverwundung hatte, aber nirgendwo sichtbare Zeichen von Verletzung aufwies und sehr gut aussah, machte seine Bemerkung keinen Eindruck auf mich. Aber auf verborgene Weise begriff ich, dass er eine wichtige Aussage gemacht hatte. Er hieß Howard Oliver und war ein MG-Bordschütze. Da ich schnell mobiler wurde, ging mein Humpeln stark zurück.

Ich kam im Spätherbst nach Rotenburg und die umgebenden Wälder und Hügel in ihren herbstlichen Farben waren reizend. Das Wetter war herrlich und bald hatte ich große Freude als Zuschauer der pausenlosen Wettkämpfe im Hockey und Cricket – die auf irgendwie sonderbare Weise ausgeführt wurden, indem sie den Möglichkeiten des uns zur Verfügung stehenden Geländes angepasst waren. Hockey schien am beliebtesten zu sein und obwohl es nie mein Spiel war, hoppelte ich herum, um die nie enden wollenden Begegnungen als Zuschauer zu verfolgen, ohne mich sonderlich dafür zu interessieren, wer der Sieger war.

Bald kam jedoch der Winter herbei und alle fingen an, sich gegen die durchdringende Kälte in alten Mänteln, wollenen Strickjacken und Schals einzuhüllen.

Die Kricketsaison ging zu Ende - wie das zu erwarten war - und die nassen Tennisbälle wurden für die nächste Saison zum Trocknen gelegt. Denn als Ersatz für Kricketbälle dienten vollgesaugte Tennisbälle aus Eimern, die mit Wasser gefüllt waren. Unabhängig vom Können der Schlagmänner (einige von ihnen spielten auf niedrigem Grafschaftsniveau), keiner konnte einen nassen Tennisball wirklich weit genug für eine Sechs schlagen. Das wäre außerhalb des Lagergeländes gewesen. Wenn sie einen Ball in den Stacheldraht schlugen, stand ein anderer nasser Tennisball aus dem Wassereimer zügig zur Verfügung und das Spiel lief weiter. Aber mit Winterbeginn verlagerte sich das Leben ins Gebäude und die Gefangenen zogen sich meist zu ihren Büchern und Studien zurück.

Es passierte, als ich einem Hockeymatch zuschaute, dass ich zum ersten Mal auf einen Gefangenen aufmerksam wurde, der ein enger Freund und Vertrauter werden sollte. Er war älter als ich und hatte ein typisch militärisches Äußeres. Er war mittelgroß, hatte breite Schultern und war sehr stark. Er strahlte Autorität und Überheblichkeit aus, was ihn von den anderen unterschied. Und, wie ich später herausfinden sollte, hatte er nur Verachtung bis hin zu Hass für die übrig, die uns gefangen genommen hatten. Für mich war das erfrischend und in Übereinstimmung mit unserer letzten Ausbildung in Schottland und England. Er war jemand von den Campbells, er war der Neffe des

Diplomaten Ronald Campbell. (Anmerkung von Stuart Chant-Sempill: Als Sir Ronald Campbell war er später unser Botschafter in Kairo.)

David war ein Zwillingskind, er war Hauptmann in dem Bataillon *The Black Watch*, das bei St. Valéry von der Restarmee abgeschnitten wurde. Er war bereits mit dem *Miltary Cross* ausgezeichnet worden. Seit Beginn seiner Gefangenschaft hatte er seinen Weg in die Freiheit durch Buddeln und Graben gesucht, um aber jedes Mal wieder gefangen genommen zu werden. Seine Unerschrockenheit und seine Lebensphilosophie, die der eines Schuljungen ähnelten, machten ihn zu einer der Lagerpersönlichkeiten. Seine Neugier und sein Interesse an den neu formierten *Commandos* brachten uns zusammen und er stellte mich seinem Freundeskreis vor. Dann - ein Willkommensgruß nach dem anderen - sorgte er für einen Platz in seinem Schlafsaal.

Ich hatte keine Gemeinsamkeiten mit meinen früheren Zimmergenossen und war froh über die Aussicht auf einen kleineren Raum. In meinem neuen Quartier standen die Stockbetten an den Rändern. Mit seinen vielen schwerverletzten Insassen entsprach die Gruppe in hohem Maße dem Zweck und Charakter, der dem Lager Oflag IX A/Z zugedacht war. Von den insgesamt Sechzehn waren vier ohne Arm oder Bein, zwei partiell gelähmt, einer war an Krebs erkrankt, einem fehlten mehrere Finger, zwei waren Ärzte – einer aus Südafrika und ein anderer aus Australien – und der Rest war verkrüppelt oder hinkte in der einen oder anderen Form.

Wieder bekam ich einen oberen Schlafplatz – der Kumpel unter mir war ein Waliser Gardist, der einen Arm in den Gefechten des Jahres 1940 verloren hatte: Billy Winnington, oder mit seinem vollen Titel Sir Francis Winnington, ein großer Marschierer, der regelmäßig hunderte von Runden auf dem Hof des Lagers entlang dem Stacheldraht drehte, wobei er bei seinen stundenlangen Hofumkreisungen den Stumpf seines Armes wie ein Pinguin seine Flügel schlagen ließ.

In diesem Raum hier herrschte das gleiche Maß an Reserviertheit, und alle waren in sich gekehrt, aber es gab auch ein auffälliges Mehr an Frohsinn und Spaß. Wir veralberten uns gegenseitig und unterließen es konsequent, nett zueinander zu sein und uns etwas Nettes zu sagen. Sympathiebezeugungen waren nie zu hören. Noch etwas muss erwähnt werden: die Männer hier waren jünger als die Australier und Neuseeländer und um Jahre jünger als der alte „Pop“ Weeks, der für die Versorgung Zuständige. Diese Aufteilung nach dem Alter war ein allgemein in dem Lager praktiziertes Verfahren und bedeutete, dass wir in unserem Raum alle Anfang zwanzig bis Anfang dreißig waren – Subalternoffiziere und Hauptleute.

Die höheren Offiziersränge waren in kleinen Räumen eine Etage höher untergebracht, dem sogenannten „Viertel der höheren Offiziere“, darunter Brigadegeneral Claude Nicholson. Er kommandierte die britischen Streitkräfte in Calais, als es am 26. Mai 1940 nach tagelangen harten Kämpfen von den Deutschen erobert wurde. Er und seine Einheit, die *Green Jackets*, hatten lange genug in Calais standgehalten, und die 10. Panzerdivision der Deutschen daran gehindert, nach Norden durchzustoßen, um die britischen Truppen abzuschneiden. Auf diese Weise hatte er zu deren erfolgreichen Evakuierung beigetragen, die einige Tage später begann und über eine Woche dauerte. In dieser Zeit wurden 338.226 Soldaten über den Kanal nach England evakuiert, einschließlich 139.111 Franzosen. Nicholson mit seiner Einheit von 20.000 wurde geopfert und ging mit ihnen in Gefangenschaft. Er sollte später in Rotenburg sterben, aber dieses tragische Ereignis passierte erst im folgenden Jahr, 1943.

Für die Mahlzeiten war ich bereits einer Tischgruppe zugeordnet worden. Jetzt wurde ich von einer Gruppe höherer Offiziere eingeladen, mich ihrer Tischgruppe anzuschließen - die meisten waren Berufssoldaten, die inzwischen höhere Ränge begleitet hätten, wenn sie nicht in Gefangenschaft geraten wären.

Und auf diese Weise war der Alltag in Rotenburg für mich geregelt. Es war ein neues Lager mit einer Mischung von Gefangenen, wie man es damals an keinem anderen Ort vorfinden konnte, denn das Lager war gefüllt mit Verwundeten, Geistlichen und Ärzten. Der Winter hatte jetzt begonnen und die Appelle konnten zügig ablaufen, was den Vorstellungen der Gefangenen ebenso entsprach wie den Wünschen des Wachpersonals. Denn Kälte ist ein großer Gleichmacher – und es wurde wirklich kalt. Wir spürten die Kälte von Mitteleuropa – die meiste Zeit nicht weit über dem Gefrierpunkt und oft weit darunter.

Diejenigen, die bei Überfallaktionen oder als Bomberbesatzung gefangen genommen worden waren, wurden mit alten Armeemänteln ausgestattet, die von Beutegut stammten, das die Armee bei den Kämpfen von 1940 zurückgelassen hatte und uns durch das Rote Kreuz geliefert wurde. Die meisten von uns trugen Strickmützen, die unsere Familien oder die unermüdlichen Damen vom Roten Kreuz in der Heimat liebevoll gestrickt und uns in „Liebespaketen“ geschickt hatten, wie wir diese zur Unterscheidung von den kostbaren Lebensmittelpaketen nannten. Wir sahen wie Landstreicher aus, von denen wir uns kaum unterschieden. Obwohl im Prinzip militärische Ordnung herrschte, konnten wir sie nur im persönlichen Umgang miteinander praktizieren und wir bezeigten Respekt, wo es angebracht schien, besonders gegenüber unserem Lagerältesten, dem *SBO*, dem *Senior British Officer*.

Der SBO war ein Oberstleutnant, der sich vom einfachen Soldaten hochgedient hatte. Oberstleutnant Kennedy vom *East Surrey Regiment* war ein Soldat wie er im Buche steht, angefangen bei der Art, wie er seine Feldmütze trug, völlig gerade und mitten auf dem Kopf, bis zu den Hosenfalten seiner gepflegten Kampfuniform und mit dem strahlenden Glanz seiner Armeestiefel. Er war stets „im Dienst“, dabei aber angenehm. Wir würdigten die Art und Weise, in der er mit den Deutschen verkehrte. Er biederte sich nie an, wie einige dies taten, und er gab stets sein Bestes, um die Interessen des Lagers zu vertreten, auch wenn diese begrenzt waren, und legte heftigen Protest ein, wenn die Deutschen gewisse Grenzen überschritten.

Ich weiß nicht warum, aber er trug den Spitznamen „Mops“. Es klingt wie ein Widerspruch, aber er war nicht der eigentliche Lagerälteste bzw. *Senior British Officer*. Außer Brigadegeneral Claude Nicholson gab es noch einen Oberst und eine Reihe weiterer Oberstleutnants. Aber einer musste die Aufgabe als Sprecher der Hunderte von Offizieren übernehmen. Das Gleiche galt auch für andere Lager. Trotz der eigenen Frustration und Hilflosigkeit, die sie als Gefangene verspürten, waren diese Lagerältesten dazu bereit, das geringe Maß an Privatheit, über das sie verfügten, zu opfern und die Verantwortung für eine Kommandorolle zu übernehmen und als vermittelnde Instanz zwischen den Gegangenen und ihren Bezwingern aufzutreten. Besonders von den niederen Offiziersrängen und den Unteroffizieren wurden diese Männer respektiert, sogar verehrt, und zwar dafür, dass sie die Deutschen ständig daran erinnerten, dass wir auch als Gefangene immer noch Soldaten waren und den Schutz der Genfer Konvention hatten.

Obwohl ich mich in keinem Gefangenenlager für einfache Soldaten aufgehalten habe, wurde mir berichtet, dass die gleiche Vorstellung von Disziplin auch dort galt. […]

David Campbell hatte sich in Rotenburg bereits einen Namen gemacht und davor in den frühen Scharmützeln an der Maginotlinie in Frankreich ebenso wie in den Kämpfen vor St. Valéry, südlich von Dünkirchen.

Als wir uns kennenlernten, hatte er sich schon als Quälgeist einen Namen gemacht und es gab Leute, die sich gegen sein anmaßendes Auftreten zur Wehr setzten, weil sie fürchteten, dass sein Verhalten und ein ähnliches Verhalten anderer zu Vergeltungsmaßnahmen führen würde, wie dies bereits in anderen Lagern der Fall gewesen war.

Es war im Spätherbst 1942, dass ich mit David Campbell näher in Berührung kam. Er war ein robuster und arroganter Schotte. Er war rastlos und aggressiv, ein entschlossener Möchtegern-Ausreißer, zugleich freundlich und großzügig, aber es bestanden keine Zweifel, dass sein Hass auf das Gefangensein ebenso groß war wie sein Hass auf unsere Gefangennehmer.

Auf unsere jeweilige Art waren wir alle aggressiv, aber Campbell bildete eine Ausnahme. Oft habe ich gedacht, wenn er sich ein wenig mehr auf Anonymität bei seinen Fluchtbemühungen konzentriert hätte, statt durch seinen Hass auf die Wachposten die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, wäre er längst zu Hause und im Trockenen und hätte sich schon davon machen können, ehe ich überhaupt in Gefangenschaft geriet. Aber keiner, den ich in Gefangenschaft kennenlernte, gab mir mehr Vertrauen und Zuversicht beim Glauben daran, dass Flucht möglich war.

Nach seiner Gefangennahme in St. Valéry 1940 machte er die gleichen elenden Erfahrungen wie Tausende andere. Er marschierte vom Norden Frankreichs nach Deutschland, über hunderte von Kilometern auf staubigen Landstraßen und unter der Sonne dieses heißen Sommers mit wenig zu essen, wenig zu trinken und mit dem deprimierenden Erlebnis einer vernichtenden Niederlage.

In Rotenburg war der Herbst vorbei – mit den unglaublich schönen Farben in dem sich verfärbenden Wald – und dann kam Weihnachten. Es gab wenig zu essen, ganz bestimmt wurden keine Gänse für uns fett. Aber es war Weihnachtszeit und der Mistelzweig nahm Einfluss auf die Atmosphäre. Es gab viel Schnee, und wir lebten inmitten eines Bestandes von Weihnachtsbäumen.

Die Köche waren einfallsreich: das sättigende Weihnachtsmal bestand aus einem Eintopfgericht mit Rindfleisch und Gemüse sowie den stets vorhandenen Kartoffeln. Ein Überlebender berichtete mir, dass es weihnachtliche Nachspeise gab, die uns das Rote Kreuz schickte – ich kann mich nicht daran erinnern. Auf jeden Fall gab es einen wunderbaren Kuchen mit verschiedenen Zutaten wie *Bemax*-Weizenkeime, Margarine und Rosinen aus unseren Rotkreuzpaketen.

Aber ich werde niemals die Einsamkeit dieses Weihnachtsnachmittags vergessen. Nach dem Essen gingen die Bridgespieler zu ihren nicht enden wollenden Spielrunden – hauptsächlich waren dies die älteren Majore und obersten Dienstränge.

Poker war jedoch ebenso fesselnd und ich wusste, wie man dieses Spiel angeht – so dachte ich zumindest. Aber mit Australiern zu pokern, kann eine wilde Sache werden. Ich probierte es, und obwohl ich die Grundregeln kannte, verlor ich Schuldscheine im Gegenwert meines gesamten Gehaltskontos, das ich bei der Londoner Bank von Cox & King angespart hatte - alles von meinen täglich 11 Schilling, aber ohne die aufgelaufenen Zinsen. Ich verlor etwa 200 Pfund Sterling oder noch mehr – mein gesamtes Geldvermögen. Aber Poker ist nun mal Poker und ich hatte gelernt; und später gewann ich das meiste zurück.

Ich habe noch eine andere Erinnerung an Weihnachten 1942. Und das betrifft eine Weihnachtskarte. Es gab nur eine. Der Künstler war ein Neuseeländer, der Bruder von Greene Armitage, dem berühmten Chirurgen. Als guter Aquarellist malte er eine Weihnachtskarte, die unser Lager im Fuldatal zeigte und schickte sie im Namen von uns allen an König Georg VI. und Königin Elisabeth. Das Tal hat in seinem natürlichen Verlauf in der Landschaft die Form eines V und auf geschickte Art stellte er es so dar, dass es die symbolische Form des V für Victory annahm. Die deutschen Zensoren ließen es aber unentdeckt durchgehen.

Jene Weihnachtstage boten weiter nichts Erinnernswertes, keinem gelang die Flucht. Keiner wurde bestraft. Wir fristeten unser Leben beziehungsweise existierten in totaler Ungewissheit, die gekennzeichnet war durch stille Niedergeschlagenheit, Kälte und Hunger.

Mit dem Herannahen von Neujahr schleppte sich das Leben weiter und außer Lesen und Schlafen gab es sehr wenig zu tun. Hätte ich besser nachgedacht, hätte ich die Zeit zum Studieren genutzt, in der Hoffnung auf einen Universitätsabschluss oder eine Prüfung als amtlicher Steuerberater. Vor dem Krieg hatte ich für Joseph Sebag gearbeitet, eine der ältesten Firmen an der Londoner Börse. Drei Jahre war ich an der Börse gewesen und ich kannte mich am Markt recht gut aus. Leute, die so alt sind wie ich, nehmen heute führende Positionen in ihren Firmen ein. Hätte ich zusätzlich zu meiner Tätigkeit im Bankenbereich der Londoner City Kenntnisse im Steuerwesen aus der Gefangenschaft mit nach Hause gebracht, wäre ich bis auf den heutigen Tag wohl als Börsenmakler tätig. Aber ich verfolgte damals hartnäckig andere Pläne.

Inzwischen steigerte sich meine Lektüre in einem Ausmaß, das ich mir vorher nicht hätte vorstellen können. Anfangs beschränkte sich mein Lesestoff auf Romane und Biografien. Aber nach einer Weile wandte ich mich den Werken von D. H. Lawrence, Tolstoi und Joyce zu und wurde von Gerard Brett mit den Gedichten von Herrick bekannt gemacht. Ich verschlang die Schriften von Lawrence und besonders seine Briefe. Dann nahm mich *Krieg und Frieden* für einige Tage in Anspruch und ich las es gleich darauf noch einmal. Denn zur damaligen Zeit war die Parallele gar zu deutlich, um dieses Werk lediglich als historischen Roman zu verstehen – es zeigte genau unser Leben. Nur ein paar hundert Kilometer entfernt kämpften Russen jetzt wieder um ihr Leben, nur diesmal gegen die Deutschen. Moskau war sehr nahe an der Front, und die Kriegskarten in den deutschen Zeitungen zeigten all die Ortsnamen aus Tolstois wunderbarem Epos.

Das Hereinbrechen des Winters und die bittere Kälte bedeuteten das Saisonende für Fluchten. Zumindest hatte ich zum damaligen Zeitpunkt keine Kenntnis von irgendwelchen Ausbruchversuchen. Später erfuhr ich jedoch, dass von den hartnäckigen Ausreißern im Lager zu diesem Zeitpunkt Vorbereitungen angestellt wurden, insbesondere von David Campbell. Es lag nicht in seiner Natur, längere Zeit still zu sitzen. Die Temperaturen draußen gingen unter den Gefrierpunkt, bei solchen Temperaturen waren in vorangegangenen Wintern jedoch erfolgreiche Versuche gestartet worden.

Stuart Champ-Sempill, *St. Nazaire Commando* (John Murray Publishers, London 1985)

Kapitel 14, S. 128ff.

Fast alle waren an dem Fluchtaktion beteiligt

Erst Ende Januar 1943 wurde ich gewahr, dass Vorbereitungen für einen großangelegten Ausbruch liefen. Der Plan war von Neuseeländern und Australiern ausgeheckt worden, zwei der Beteiligten waren Bergbauingenieure. Die Aktion hatte absolute Priorität und wurde mit allem, was im Lager möglich war, unterstützt. Das Kommando führte der für Fluchtaktionen zuständige Offizier, Major Geoffrey MacNab, der dem schottischen Infanterieregiment *Argyll and Sutherland Highlander*s angehörte. Nach dem Krieg wurde er zum Brigadegeneral befördert und geadelt.

Der von ihm geleitete Fluchtversuch war einzigartig. Während in den größeren Lagern ständig irgendwelche Fluchtaktionen liefen, musste hier in Rotenburg konzentriert vorgegangen werden, um alle Ressourcen für eine zügige Durchführung bereitzustellen. Es wurden so viele Gefangene wie möglich mobilisiert, um das Graben eines Tunnels zu bewerkstelligen und die Flüchtenden mit gefälschten Dokumenten, Landkarten, Proviant und Kleidung auszustatten. All diese Vorbereitungen mussten auf den Ausbruchstermin hin ausgerichtet werden, der auf den 25. April festgelegt worden war, den ANZAC-Feiertag. [Der ANZAG ist seit 1916 in Australien und Neuseeland Gedenktag für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs, H.N.].

Trotz der räumlichen Enge in dem Lager und den Hunderten dort Gefangener war der Ausbruchsversuch bis dahin vollkommen verborgen geblieben. Die Anführer der Flucht hatten sich schon durch den Fußboden der Turnhalle hindurchgegraben und waren durch die Hohlräume zwischen den Wänden bis in eine Tiefe von ca. 6 m in das Erdreich vorgedrungen. Der Tunnel sollte sich von dem Gebäude aus in Richtung des etwa 400 m entfernten Fuldaflusses hin erstrecken; er sollte unter dem Stacheldrahtverhau hindurchführen und unter einigen Parzellen, die als Gartengelände genutzt wurden.

Der Zugang zum Tunnel war raffiniert hinter der Holzvertäfelung der Turnhallenwand versteckt und lag zum Teil hinter einem Heizkörper. Der Zugang führte in eine enge Kammer, die gerade groß genug war, um eine Person aufzunehmen. Von dort kam man weiter zu einem Schacht, der sich bis in eine Tiefe von ca. 6 m senkrecht nach unten erstreckte. Dort startete der eigentliche Tunnel, dessen Ausstiegsschacht fast 70 m entfernt sein sollte.

Die Tunnelgräber, es waren zunächst sechs an der Zahl, waren wunderbar vorangekommen, aber das Vorhaben wurde für nur eine Handvoll Gefangener dann doch zu viel. Mit dieser Erkenntnis entschloss sich das Fluchtkomitee, die Anstrengungen zu intensivieren und das Grabungsteam zahlenmäßig aufzustocken. Man entschied sich auch dafür, die Tunnelgräber in Arbeitsschichten aufzuteilen und rund um die Uhr zu arbeiten. Als neuer Planungstermin für den Ausbruch wurde der Neumond im Monat Juni festgelegt, weil dann wenig Licht sein würde. Der jetzt umfangreichere Plan ging von etwa 50 Offizieren aus, die unter dem Schutz der Dunkelheit ausreißen würden, um sich dann aufzuteilen und einzeln, mit einem Partner oder in kleinen Gruppen auf den Weg in die Freiheit zu begeben.

Obwohl ich noch lahmte, wurde ich von David Campbell als einer von 50 Ausbruchwilligen ausgewählt. Ich sollte auch einer derer sein, die er in sein eigenes fünfköpfiges Grabungsteam aufnahm. David wurde seinerseits als einer der Tüchtigsten unter allen am Tunnelbau Beteiligten angesehen, und zu seinem Team zu gehören bedeutete eine große Ehre. Wie man richtig gräbt, hatte er bei vorangegangenen Fluchtversuchen von einem Mitgefangenen gelernt, Hauptmann D. J. Rogers, genannt Jim, einem hochqualifizierten Bergbau-Ingenieur, ebenso von Oberst Bob Simpson.

Ich sagte bereits, dass ich lahm war und dies immer noch bin: mit einer noch immer in meinem rechten Knie steckenden Kugel. Indem ich aber auf meinem vergleichsweise guten Bein herumhüpfte - in dem Splitter steckten, aber nicht im Gelenk - verbesserte sich mein Zustand von Tag zu Tag. Sich den Tunnelbauern anzuschließen war eine Herausforderung. Ich musste meine Beine ganz eng zusammenpressen, um mich in dem engen Raum zu bewegen, wobei ich Befestigungen abriss, die sonst nicht nachgegeben hätten.

Es ist außerordentlich, zu was die Gattung Mensch fähig ist, wenn sie dazu gezwungen wird. Ich lahmte, aber es gab andere, denen Körperteile fehlten, die den durchschnittlichen Unverwundeten beschämen konnten – und das taten sie auch. Wenn ich mich dem Fluchtteam anschließen wollte, musste ich mich anpassen und die unverletzten Körperteile zum Ausgleich in Anspruch nehmen. Schließlich war Long John Silver [Piratengestalt aus dem Roman *Die Schatzinse*l von Robert Louis Stevenson, H.N.] auf seinem einen Bein ebenso schnell wie die anderen Piraten auf ihren beiden – diese Geschichte beruht bestimmt auf Tatsachen.

Die übrigen Mitglieder des Teams waren an früheren Versuchen beteiligt, und einige hatten auf anderem Weg Kenntnisse im Bergbau erworben. Ich selbst, andererseits, war ein absoluter Anfänger. Mir machte es auch Schwierigkeiten, mich in solch enger Umgebung zu bewegen, wie sie sich am Anfang der Tunnel unter Tage darstellten – der senkrechte Schacht und der im Bau befindliche Tunnel hatten einen Querschnitt von 50 cm mal 40 cm.

Sobald der morgendliche Zählappell vorbei war, begann das Graben. Nach Betreten des Tunnels um ungefähr neun Uhr gruben wir gewöhnlich vier Stunden und länger bis ungefähr ein Uhr am Mittag. Wir wurden dann von einem anderen Grabungsteam abgelöst, das die Arbeit im Tunnel bis zum frühen Abend fortsetzte. Diese Leute mussten dann aus dem Tunnel herauskommen, um sich für den Zählappell fertig zu machen, der gegen sieben Uhr stattfand. Diese Routine hing von strenger Zeitplanung und Sicherheitsvorkehrungen ab. Um Erfolg zu haben, mussten wir vermeiden, irgendwelchen Alarm auszulösen oder die Deutschen von ihrer täglichen Routine abzubringen. Es gab Alarmmeldungen, aber nicht während jener frühen Grabungswochen.

Es gab drei Mannschaften für das Graben und es war für uns alles genau festgelegt. Wenn unser Team in der Morgenschicht war, hieß dies, dass wir erst wieder am nächsten Nachmittag nach unten gingen, sodass die beiden anderen Teams die Nachmittagsschicht und die Schicht am folgenden Morgen übernahmen. Auf diese Art bewahrten wir Abwechslung, ebenso das Interesse an dem Vorhaben, denn die Erfahrung aus früheren Versuchen hatte gezeigt, dass es zusätzlich zum Zeitdruck und dem Risiko, entdeckt zu werden, auch dann gefährlich wurde, wenn die Grabungsteams ermüdeten und an Leistungsfähigkeit einbüßten, woraufhin sie sorglos wurden.

Das Vorankommen beim Bau des Tunnels veränderte sich mit der Beschaffenheit des Untergrunds, auf den wir stießen. Weil dieser meistens aus Sand bestand, wären wir schnell vorangekommen, wenn es nicht die Überflutungsgefahr gegeben hätte. Anfangs ging der Tunnelbau nur langsam voran, weil er die Konstruktion von Kammern in dem Tunnel mit einschloss, in denen wir uns umdrehen und die gefüllten Kisten und Taschen auf einen Schlitten laden konnten, den ich mit einem selbstgedrehten Strick in dem Tunnel zurückzog – bis an den Einstiegs- und Ausstiegsschacht. Die Kammern dienten auch zum Ausruhen. Auf jeden Fall beschleunigte sich bald das Bautempo des Tunnels, sodass wir eine Geschwindigkeit von fast zwei Metern pro Tag hatten.

Umso schneller wir jedoch beim Tunnelbau waren, umso größer wurde das Problem des Entsorgens des Abraums, den wir ausgegraben hatten. Gleich zu Beginn wurde der Abraum in die nicht mehr benötigten Kartons der Rot-Kreuz-Pakete gepackt. Ein Rot-Kreuz-Paket war ein fester Bestandteil im Leben eines Kriegsgefangenen und wurde von ihm überall mit hingenommen, wenn er seine Häppchen an Nahrungsmitteln im Lager mit sich führte. Diese Kartons hatten eine vielfältige Verwendung im Alltag und wurden von den Deutschen als Teil des täglichen Anblicks akzeptiert. Sobald der Abraum in einen Karton gepackt war - dieser konnte fast 10 kg aufnehmen -, wurde er durch den Tunnel hindurch zum Schacht gezerrt, wo er von Hauptmann F. A. V. Parker hochgezogen wurde, einem sehr großen Offizier, der ihn bis zum Ende der Schicht ablagerte. Bei Öffnung des Eingangs zum Tunnelschacht durch außerhalb in der Turnhalle Gebliebene und nachdem man den Tunnelgräbern herausgeholfen hatte, wurde der Abraum, Karton für Karton, von einzelnen Gefangenen als Kuriere sorgfältig aber zügig durch das ganze ehemalige Schulgebäude getragen, über mehrere Stockwerke hin bis in den riesengroßen Dachbodenraum. Dort wurde der Abraum in der Dachtraufe verstaut.

Mit dem Ansteigen des Tunnelbautempos standen gewöhnlich fünfzig und mehr Kisten am Ende jeder Arbeitsschicht zur Entsorgung bereit. Wenn das Graben schwierig und langsam war, musste man entsprechend weniger Kisten mit Abraum loswerden. Solch große Mengen von Erde zu bewegen, machte einen peinlich genauen Plan erforderlich, und zwar nicht nur für die Lastenträger, sondern auch für diejenigen, die die Route auszukundschaften hatten, oder wie wir es nannten, Handlanger zu spielen. Denn überall traf man auf Deutsche und ihre Wachleute im Lager gaben nie irgendwelche Hinweise darauf, wo sie sich gerade aufhielten. Wir mussten Posten aufstellen, die sie beobachteten und dabei vollkommen fehlerfrei agieren. Ein einziger Fehler und der ganze Tunnel war in Gefahr, entdeckt zu werden.

Sobald der Kurier seinen Abraum losgeworden war, musste er zurück zu einem Sammelpunkt gehen, wo ihm seine leere Kiste abgenommen wurde, die dann für ihren Rückweg zum Tunnel bereitgehalten wurde, um dort einen neuen Lauf zu starten. Der Kurier kehrte dann in die Turnhalle zurück, um eine neue Kiste mit Erde zum Entsorgen unter das Dach zu bringen.

Und so ging das weiter, bis schließlich der gesamte Abraum unter dem Dach verborgen lag. Über ein Dutzend Kuriere waren ständig beschäftigt und sie arbeiteten mit ziemlichem Tempo. Nicht ein einziges Mal wurden sie von den Deutschen gestoppt oder verdächtigt.

Sobald wir Gräber den Haupttunnel geräumt hatten, legten wir wieder normale Kleidung an und kletterten in dem Schacht hoch. Man half uns bei Ausstieg in die Turnhalle, von wo aus wir schnell unseren Weg unter die Duschen fanden. Dort mussten wir alle Spuren von Dreck, Sand und Erde beseitigen, durch den Abfluss wegspülen, uns wieder ankleiden und uns unter die restlichen Leute im Lager mischen.

Während wir dies taten, war das neue Team dabei, den Tunnel zu betreten. Nachdem sie den für den ganzen Ablauf Verantwortlichen gestattet hatten, sie wegzuschließen, waren sie vor die Aufgabe gestellt, dort weiter zu graben, wo wir aufgehört hatten. Die Schichtwechsel hatten sich zu etwas Kunstvollem entwickelt. Sie waren nur noch die Sache von wenigen Minuten. Wir verließen uns ganz auf die Tüchtigkeit und das Tempo der Organisatoren und deren Gehilfen. Wenn eine deutsche Wache während des Schichtwechsels in die Turnhalle hereinspaziert wäre, hätte das eine Katastrophe zur Folge gehabt und große Gefahr bedeutet.

Während wir am Graben waren, wurde unsere Arbeit in großem Umfang von der effizienten, heiteren und gutorganisierten Unterstützung anderen Gefangener getragen, die entweder selbst nicht fit genug dafür waren oder wegen Erkrankung oder ihres Alters nicht den Wunsch hatten, einen Fluchtversuch zu unternehmen. Sie waren Tag für Tag damit beschäftigt, für jeden Einzelnen aus dem Fluchtteam Landkarten zu gestalten, ebenso Kennkarten und andere wichtige Dokumente, wie auch Kleidung und Nahrungsmittel zu beschaffen.

Nennen wir in dieser Reihenfolge: ein flüchtender Gefangener brauchte einen auf den neuesten Stand gebrachten und aktuellen Fluchtplan und eine persönliche Geschichte. Er musste sich entweder als ausländischer Arbeiter ausgeben, von denen es in jenen Tagen in Deutschland Millionen gab, als Reisender oder als Geschäftsmann, beispielsweise aus einem besetzten Land. Er durfte sich nicht als Deutscher ausgeben, es sei denn, der Geflüchtete sprach perfekt Deutsch – und einige wenige von uns konnten das. Jeder einzelne von diesen Leuten musste unter seinem anderen Namen mehrere Dokumente haben, die in der Kriegszeit in Deutschland nötig waren, um das Reisen zu rechtfertigen: eine Ausreisegenehmigung, eine Arbeitsgenehmigung, eine Kennkarte, nach Möglichkeit mit einem Foto, und ein oder mehrere Empfehlungsbriefe. Diese Dokumente mussten sorgfältiger Überprüfung standhalten, nicht nur durch die Polizei und die Armee, sondern am Schlimmsten von allen, der Gestapo, die überall auftauchte. Zusätzlich musste ein flüchtender Gefangener über Landkarten von ausreichender Qualität und Genauigkeit verfügen, um ihm dabei zu helfen, seinen Weg durch Deutschland, in die Schweiz oder Frankreich, nach Spanien oder Schweden zu finden. Niemand, den ich kenne, hat es je versucht, in den Osten nach Russland zu flüchten. Das wurde nämlich als zu gefährlich betrachtet, verbunden mit dem zusätzlichen Risiko, in die heftigen militärischen Kämpfe jener Tage hineinzugeraten.

Landkarten wurden von anderen Karten kopiert, die entweder bei unseren Gastgebern gestohlen worden waren, oder von abgeschossenen Piloten stammten. Es gab noch andere Quellen und Versorgungsstellen über unsere militärischen Kontakte in London. Um ein paar zu nennen: bestimmte Schallplatten – damals solche mit 78er Umdrehung – enthielten, nachdem man sie

aufgespalten hatte, nicht nur Landkarten von höchster Qualität, sondern ebenso auch Dokumente, die im späteren Kriegsverlauf auf unsere eigenen Namen und Identitäten lauteten. Konservendosen mit Nahrungsmitteln in markierten Paketen waren mit doppelter Außenwand ausgestattet, hinter der sich mehrere Karten und Dokumente versteckten. Dann gab es die zusätzliche Herkunftsquelle von anfliegenden Piloten. Ebenso wie Landkarten, Kompasse und anderes äußerst wichtiges Fluchthilfematerial blieb dies auf wundersame Weise unentdeckt und fand eine gute Verwendung bei den alten Kameraden oder „*Kriegies*“, wie sie genannt wurden.

Die Landkarten wurden sorgfältig mit Hand von unseren Mitgefangenen auf weiße Papierseiten kopiert, die dann mit Margarine oder Speisefett bestrichen und in den Lagerherden gebacken, um das Fett trocknen zu lassen und die Karten auf diese Weise wasserfest zu machen. Fünfzig Fluchtwillige mit Karten zu versorgen, bedeutete Hunderte von Kopien mit Routen aus dem Herzen Deutschlands ins Ruhrgebiet und westwärts nach Frankreich anzufertigen, oder über Berlin in den Norden und an die Ostsee, oder direkt nach Süden an die Schweizer Grenze. Was mich betrifft, ich wollte als französischer Kriegsgefangener zu einer neuen Arbeitsstelle reisen, denn es gab damals tausende französischer Kriegsgefangener, die in Deutschland arbeiteten. Ich war dunkelhaarig und sah nicht besonders wie ein Brite aus. Ich konnte ziemlich fließend Französisch sprechen – wenngleich grammatisch nicht immer korrekt -, was zu jener Zeit bestimmt ausreichte, um an den meisten deutschen Kontrollposten vorbeizukommen. Meine Uniform entsprach teilweise der, die ich bei dem Verlassen des Krankenhauses in Frankreich getragen und zum Teil aus dem Lazarett in Ober-Maßfeld gerettet hatte. Sie bestand aus einer khakifarbenen Jacke, wie sie bis zum Zusammenbruch Frankreichs von den Berufssoldaten getragen wurde. Die Reithosen waren die gleichen, die ich bei der Entlassung aus dem Lazarett in Frankreich erhalten hatte, ebenso galt das für meine Wickelgamaschen und französischen Stiefel. Deshalb war ich für das Fluchtkomitee nur ein geringes oder kein Problem. Es gab jedoch andere, für die eine komplette Ausstattung mit Zivilkleidung erforderlich war, eine Mütze oder ein Hut, eine Aktentasche, Schuhe – keine Stiefel. Um dieses Erfordernis und viele von der gleichen Art zu befriedigen, bedeutete das Schneidern von passender Kleidung für jeden Einzelnen. Das Material war ein Problem, aber es wurde dadurch gelöst, dass unsere dunkelblauen und dunkelgrauen Armee-Bettdecken mit Rasierapparaten behandelt wurden, bis sie dünn genug für den besagten Zweck waren und bei einer flüchtigen Kontrolle als Kammgarnstoff durchgingen.

Der dafür zuständige Offizier, Johnny Webster, Hauptmann im *Newcastle Scottish Regiment*, war Schneidermeister von Beruf und 1940 schwer verwundet worden. Mit seiner bereitwilligen Hilfe und seinem Geschick schnitt er Dutzende von Anzügen zu, die für die sonderbarste Kundschaft in Handarbeit wie nie zuvor maßgeschneidert angefertigt wurden. Unter seiner Anleitung schneiderte ich selbst einen Anzug, der von jemand anderem getragen werden konnte. Handgenäht und mit Knöpfen ausgestattet – ich kann mich nicht erinnern, wo sie herkamen – war das Produkt eine eindrucksvolle und gute Nachgestaltung des Originals.

Für diejenigen unter uns, die die längste Strecke auf dem Weg in die Freiheit zu Fuß antreten sollten, 500 bis 1000 Meilen, war ein Vorrat an Lebensmitteln geschaffen worden, angelegt von Rot-Kreuz-Paketen und mit unserem Lagergeld von Mitgefangenen gekauft: Schokolade, Zucker, Haferschrot und eine Art von Kuchen, der an Rinderfutter erinnerte und aus den genannten Zutaten sowie Weizenkeimen („*Bemax*“) bestand und in Würfel geschnitten war. Dies war in Erwartung unserer Flucht beiseite geschafft worden.

Geoffrey MacNab übte eine heitere und wohlwollende Kontrolle, ebenso aber auch strenge Kontrolle über die gesamte Unternehmung aus, und wir akzeptierten seine Entscheidungen ohne Einschränkungen. Unter den 500 Offizieren im Lager waren ungefähr fünfzig andere, die nicht

ausbrechen wollten, aber gewillt waren, für uns zu arbeiten. Das taten sie klaglos. Wenn es irgendwelchen Protest aus der restlichen Lagergruppe gab, wurde dieser sofort von MacNab und seinem Komitee niedergeschlagen, in einigen Fällen mit der Drohung verbunden, nach dem Krieg ein Militärgerichtsverfahren anzustrengen. Das Fluchtkomitee agierte so wirksam und sorgfältig, dass die Deutschen keinen Verdacht schöpften. Zumindest dachten wir das, denn es gab keine Durchsuchungen und keine erkennbare Zeichen von ihrer Seite dafür, dass sie die Sicherheitsvorkehrungen verstärken würden.

Ein Tag folgte auf den anderen und der Tunnel rückte immer weiter weg vom Lager, als wir in ca. sechs Meter Tiefe etwa 45 Meter Tunnel ausgegraben und freigelegt hatten und das Grundstück mit seinem Stacheldraht weit hinter uns gelassen hatten. Wir mussten Verzögerungen hinnehmen, hauptsächlich aufgrund von plötzlichem und gefährlichem Erd- und Sandeinbruch, den die vorne Grabenden mit Grubenstützen aus Holz absichern mussten, um den Zusammenbruch des gesamten Vorhabens zu verhindern. Das Holz für die Stützen hatte jeder im Lager Gefangene zur Verfügung zu stellen, indem er eine seiner Bettlatten aus seinem Etagenbett hergab. Die Bettlatten waren ungefähr 1,20 lang und 15 cm breit und lagen auf dem wie ein Gerüst gebauten, doppelstöckigen Bett, oben drauf dann der Strohsack mit dem Bettzeug. Diese Abgabe rief die stärkste Ablehnung hervor, die dann zu dem vorhin beschriebenen Protest führte. Die Abgabe wurde mit strikter Unparteilichkeit angeordnet, die Bretter aus den Betten wurden in kleinere Stützen zersägt, ähnlich wie das in Kohlegruben praktiziert wird. Bei jeder neuen Schicht wurden sie mit in den Tunnel genommen, um beim Fortsetzen der Grabung montiert zu werden.

Der März kam herbei und wir lagen hinter dem Zeitplan. Wir waren aber nicht allzu sehr besorgt, weil sonst alles nach Plan verlief. Jedoch plötzlich änderte sich das Wetter. Über Tage hin regnete es stark und ohne Unterbrechung. Wir waren schon sehr nahe am Grundwasserspiegel und mit dem Regen kam der Tunnel in unmittelbare Bedrohung und in die Gefahr, ganz einzustürzen.

Unser eigenes spezielles Team war eines Morgens unter Tage, und die Grabungen liefen weiter wie gewohnt. Hauptmann David Campbell arbeitete ganz vorne, Hauptmann P.F. ‚Pup' Arkwright und Hauptmann John Hamilton Parker, „*Screwpicket*" (=Schraubpflock] genannt, weil er so dünn war, befanden sich aufgereiht hinter ihm in den Ladekammern des Tunnels. (Das andere Teammitglied, Hauptmann Charles Madden, konnte wegen seines verwundeten Beins nicht graben.) Ich war am Tunnelanfang, von wo aus ich die Schlitten heranzog und die darauf befindlichen Kisten und Beutel mit Erde in den Eimer zu füllen, den „Sam" Parker an den Schachtausgang hievte, wo er das Ganze ablagerte, damit es von dort aus weiterbefördert würde [durch das Gebäude auf den Dachboden, H.N.] Es war ein Wunder, dass „Sam" seinen riesigen Körper in den Tunnel hineinquetschen konnte, ganz abgesehen davon, dass er stundenlang in seiner zusammengekauerten Position arbeitete, wobei er sich praktisch mit den Kisten voller Erde lebendig begrub.

Plötzlich war ein lautes Rumpeln zu hören. Ein Windzug blies die Lampen aus – und nach einer Sekunde des Schocks und der Überraschung wurde uns klar, dass es ganz vorn im Tunnel einen größeren Einsturz gegeben haben musste. Es schien, als ob der gesamte Tunnel eingestürzt sei. Nach einer fürchterlichen Wartezeit und Stille, merkten wir, dass wir noch unverletzt, aber in einer gefährlichen Lage waren. Campbell und Arkwright waren praktisch vom Rest von uns abgeschnitten und schwere Erd- und Sandrutsche blockierten große Tunnelabschnitte. Nach einigen Minuten konnten wir den Kontakt mit Campbell und Arkwright wieder herstellen und wir begannen damit, die heruntergerutschte Erde wegzuschaffen, sodass sie sich langsam und vorsichtig rückwärts zu uns herauswinden und in Sicherheit bringen konnten. Als wir uns mit dem Problem des Überlebens und der Rettung des Tunnels konfrontiert sahen, hatten wir nur Zeit zum sofortigen Handeln und mussten das Besprechen auf später verschieben. Dann empfingen wir ganz unerwartet ein Signal von

oben vom Schacht, demzufolge wir sofort jedes Graben und jede Bewegung unterlassen sollten – es sei Alarm gegeben worden. Dies passierte oft, und anfangs waren wir auch nicht allzu besorgt, viel stärker waren wir vom Zustand des Tunnels betroffen. Wir hofften, nach einigen Minuten Wartezeit das Entwarnungszeichen zu erhalten, um unsere Rettungsaktion fortsetzen zu können. Die Entwarnung kam aber nicht.

Da waren wir nun, inmitten dessen, was von dem Tunnel übrig geblieben war, ohne Licht und mit auffällig sich verschlechternder Frischluftzufuhr. Diese wurde vermittels einer primitiven, in Handarbeit gefertigten Pumpe geliefert, die frische Luft durch einen Luftkanal zu uns presste, der aus hunderten von Trockenmilchdosen bestand, die man längs zusammengelötet und zu einer langen Versorgungsröhre geformt hatte, die bis zu den vorn im Tunnel Grabenden reichte. Weil sich Wachpersonal in der Nähe aufhielt, wagten wir es nicht, die Pumpe zu benutzen. Wir hatten aber schon einen Vorrat an Frischluft geschaffen, der uns bei Bewusstsein halten würde – aber nicht für immer. Wir flüsterten mit einander, um zu überprüfen, ob wir noch wohlauf waren. Als wir aber so da lagen, fingen wir an, die Kälte und die Kräfte der Natur zu spüren. In unsere Flaschen zu pinkeln, war unsere einzige Alternative. David Campbell erinnert mich daran, dass wir die Flaschen an unsere Körper drückten, um die Wärme ihres Inhalts zu nutzen, bis sie zu kalt waren. Dann mussten wir die Flaschen auf dem Boden, auf dem wir lagen, weggießen. Es war ein Wunder, dass die Luft, obwohl sie sich ständig verschlechterte, noch klar genug war, um uns wachzuhalten. Als wir so da lagen, fragten wir uns, was wohl passiert sein könnte. Es war sicherlich nichts, was mit uns zu tun hatte, denn für den Fall, dass die Deutschen irgendetwas Verdächtiges bemerkt hätten, wäre uns das bis dahin alles bekannt geworden. Wir hatten Hunger, uns war sehr kalt. Wir waren wenig oder überhaupt nicht bekleidet und ich für meine Person bekam immer mehr Angst davor, was passieren würde, wenn mehr von dem Tunnel über uns einstürzen sollte.

Ungefähr um 16.30 Uhr – wir waren seit neun Uhr am Morgen im Tunnel gewesen – erhielten wir ein kaum noch vorstellbares Entwarnungszeichen. Nach ein paar Sekunden gesegneter Erleichterung und aufgeregtem Flüstern untereinander, fühlten wir plötzlich kühle frische Luft durch die geöffnete Falltür, die zum Tunnel führte, aus der wir im wahrsten Sinne des Wortes an das Licht in der Turnhalle und die Wohltat von mehr frischer Luft gezerrt wurden. Wie lange wir es im Tunnel ausgehalten hätten, weiß ich nicht, aber die Erleichterung, aus der Beklemmung hervorrufenden Feuchtigkeit, dem Schlamm und Dreck, der unter Tage herrschte, herauszukommen, kann ich nie vergessen.

Es dauerte ein paar Minuten, bis wir begriffen, dass die Gesichter einiger Fremder uns anblickten. Fremde, die genauso überrascht wie wir waren, als sie sich um uns herum versammelten und anfingen, mit dem unverkennbaren Akzent der Amerikaner Fragen zu stellen. Ohne unser Wissen, unmittelbar nachdem wir an jenem Morgen zu graben begonnen hatten, kam eine Gruppe von 150 Offizieren im Lager an und wurde in die Turnhalle zur Durchsuchung gebracht. Dies entsprach der normalen Praxis mit allen Neuankömmlingen. Die Durchsuchung hatte mehrere Stunden gedauert und nachdem sie beendet war, wurden die Amerikaner mit Bettzeug und Strohsäcken ausgerüstet und angewiesen, auf dem Fußboden der Turnhalle zu schlafen.

Unterdessen waren die Leute vom Fluchtkomitee ratlos, und abgesehen von der hastig an uns durchgegebenen Anweisung, mit dem Graben aufzuhören, konnten sie nichts machen. Sie waren aus der Turnhalle vertrieben worden, um sie von den Neuangekommenen fern zu halten. Ich glaube, sie machten sich wegen dieser unerwarteten Unterbrechung mehr Sorgen als wir, obwohl sie damals keine Vorstellung von der noch größeren Gefahr hatten, in der wir schwebten, nämlich ca. sechs Meter unter der Erde lebendig begraben zu werden. Obwohl wir uns freuten, den Amerikanern zu begegnen und versuchten, ihnen unser Tun zu erklären, waren wir doch sehr besorgt, dass die

Amerikaner Kenntnis von dem Tunnel hatten, was bis dahin ein streng gehütetes Geheimnis war. Der genaue Ort des Tunnels war selbst der Mehrzahl unserer Helfer nicht bekannt. Es wurde entschieden, den Tunnel für einige Tage zu schließen, bis sich das Leben wieder normalisierte, hauptsächlich aber deshalb, weil wir nicht wollten, dass die Neuangekommenen mehr als irgendwie nötig zu sehen bekamen. So sehr wir auch ihr Interesse an dem, was sie gesehen hatten, würdigten, so betrachteten wir es dennoch nach dem Sprichwort „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß".

Einige Tage später wurden die Amerikaner aus der Turnhalle in den Schlafbereich verlegt, sodass in unserem Zimmer sechs weitere junge und kräftige Offiziere unterzubringen waren. Wir versuchten diejenigen zu uns zu holen, die uns sympathisch waren und mit denen wir uns bereits angefreundet hatten. So waren wir jetzt mit 18 Personen auf sehr engem Raum zusammen, wir trafen es aber vergleichsweise gut. Obwohl wir nur einen kleinen Raum zur Verfügung hatten, musste in den größeren Räumen sogar noch stärkere Überfüllung akzeptiert werden, um die Turnhalle frei zu machen.

Mit den Worten von David Campbell:
„Mit der Aufnahme der Amerikaner in den Schlafräumen des Lagers wurde die Turnhalle wieder frei. Der Tunnel konnte wieder betreten werden. Er war in einem erbärmlichen Zustand. Es hatte einen weiteren Einsturz gegeben. Der vordere Abschnitt war blockiert. Der gesamte Tunnelabschnitt, der unter der Straße verlief, war überflutet. Die nach vorn führende Pumpe war durch den Einsturz blockiert. Bevor wir irgendetwas machen konnten, musste sie repariert werden. Arkwright und ich gingen nach unten. Die Tunneldecke unter dem ersten Graben unmittelbar vor der Straße war an mehreren Stellen querdurch eingebrochen, Wasser tropfte beängstigend schnell durch. Die Tunneldecke würde nicht mehr sehr lange halten. Wir krochen weiter bis zu der Einsturzstelle.

Durch sorgfältiges Wegkratzen öffneten wir in dem Erdreich auf Höhe des Tunneldaches ein kleines Loch. Unmittelbar darauf konnten wir uns nicht mehr vor einem Wasserschwall retten, der auf uns nieder prasselte, um sich dann weiter in den Tunnel zu ergießen. Es gelang uns, den Wasserfluss mit Hilfe von Rotkreuzkisten, gefüllt mit Erde, einzudämmen. Unter der Tunneldecke ließen wir nur einen kleinen Spalt offen. Als wir eine Lampe in die Grube hielten, zeigte sich uns ein Bild von völliger Trostlosigkeit und Verwüstung. Unsere Schattenrisse zeigten sich als unheimliche Figuren auf einer sich außer Sicht in tiefschwarzer Dunkelheit bewegenden, wallenden Wasserfläche. Wir stellten fest, dass dieser Effekt durch das Wasser erzeugt wurde, das von der Decke strömte. Von der vorderen Tunnelkammer war nichts zu sehen. Ungefähr auf halber Strecke hatte sich die Tunneldecke ein wenig gesenkt und verwehrte den Blick zur Kammer, in der sich die Pumpe befand. Es blieb uns nichts anderes übrig, als dorthin zu gelangen und sie zu holen.

Ich holte tief Luft, hielt die Lampe mit meiner rechten Hand auf Höhe der Tunneldecke und kroch wie ein Krokodil über die Wand in das Wasser. Verdammt noch mal! War das kalt. So ist das mit Wasser. Ich tastete und zog mich mit meiner linken Hand nach vorn, dabei ließ ich 15 cm für meinen Kopf frei. Je weiter ich vorankam, desto enger wurde der Freiraum, bis das Wasser dann bis unter die Decke ging. Meine Lampe tauchte unter und erlosch. Ich überlegte. Es war zu kalt um nachzudenken. Ich atmete tief durch die Nase. Mit dem Kopf oben an die Decke gepresst, atmete ich tief durch die Nase und tauchte komplett unter Wasser. Mit wilder Verzweiflung zog ich mich mit beiden Händen am Boden weiter. Glücklicherweise hielten die Halterungen der Grubenstützen, sodass ich gut vorankam, aber ich wagte es nicht, viel Druck auf die Stützen auszuüben.

Als ich das Gefühl hatte, dass meine Lunge zerplatzte, wurde die Tunneldecke wieder höher und ich gelangte mit meinem Kopf über Wasser. Ich hatte die äußere/vordere Kammer erreicht. Ich tastete in der Dunkelheit um mich herum und fühlte die Pumpe. Gut! Sie war sicher. Ich kroch weiter in der Kammer herum und in einer Nische berührte ich eine Lampe. Wunderbar! Auch Streichhölzer lagen

da. Ohne größere Anstalten zu machen, konnte ich die Lampe anzünden. Hier würden auch Reparaturen nötig sein. Ich hatte keine Zeit zu verlieren, weil die Lampe plötzlich erlosch. Ich hatte vergessen, dass ich mich außerhalb der Luftzufuhr befand und durch eine eiskalte Wassermasse abgeschnitten war. Ich grapschte die Pumpe, atmete so tief ein, wie ich konnte, und machte mich auf den Weg zurück durch das Wasser. Ein paarmal blieb die Pumpe an Teilen des Gerüstes hängen, aber ich brachte sie vorbei, erreichte das Tageslicht und spürte frische Luft. Durch ein Loch in der Erdwand konnte Pups Gesicht sehen. Innerhalb weniger Sekunden brachte Pup die Pumpe wieder zum Arbeiten. Mir war viel zu kalt, um ihm zu helfen. Deshalb kroch ich zurück und schickte eine Mitteilung an Ian [Anmerkung Stuart Chant-Sempill: Bessell-Brown, aus Australien stammender Major, der maßgeblich an dem Fluchtprojekt beteiligt war], die Stewie und Parky übermitteln sollten, die unten am Schacht warteten. Ian wies mich an, herauszukommen und schickte „Sam“ Parker in die obere Kammer, um sich um die Frischluftzufuhr für Pup, Stewie und Parky zu kümmern. Sie erledigten ihren Auftrag hervorragend und pumpten das meiste Wasser heraus. Dieses wurde in einem Eimer und drei großen Marmeladebüchsen auf dem Transportkarren zu dem Schacht gebracht und mit einem Flaschenzug in dem Schacht nach oben gehievt, nach draußen ins Waschhaus gebracht und dort weggeschüttet.

Wie ich mich erinnere, war der nächste Tag ein Sonntag und ein Ruhetag für unser Team. Ich war ein wenig enttäuscht, als Ian mir begegnete, während ich mit Billy Winningdon auf dem Hof herumspazierte, und sagte: „Der Tunnel ist eingestürzt. In dem Graben neben der Straße außerhalb des Lagers ist ein klaffendes Loch zu sehen.“ Während Ian eine Ablenkungsaktion mit Zuschauern, Darstellern und einer Ordnertruppe organisierte, brachte ich unsere Mannschaft zusammen. Mit Holzteilen, Rot-Kreuz-Kisten, Socken, Strümpfen, einem Kehrbesen und dem Deckel einer Mülltonne trieben Ian Bessell-Brown und Tom Wesley ihre Leute zur höchsten Entfaltung. So schnell es ging, krochen Ian, Pup, Fred Corfield und ich zu der Einsturzstelle. [Anmerkung Stuart Chant-Sempill: Fred Corfield war ein kräftiger Offizier und vor dem Krieg ein großer Ruderer] „Oh, meine Güte!“, murmelten wir vor uns hin. Es war wirklich ein Einsturz. Wir standen in einer ausgedehnten Grube. Diese war ca. 1,20 m breit, 1,65 m tief und 2,75 m hoch. Durch ein zerklüftetes, dreieckiges Loch mit einer Größe von 15 mal 20 cm konnten wir den klaren, blauen Himmel sehen. Gott sei Dank lag ein sehr großes, zusammenhängendes Rasenstück auf der eingestürzten Erde. Ian legte es auf den Mülltonnendeckel und hielt es hoch, damit ich den Besen darunter platzieren konnte. Während Pup und Ian das Rasenstück stabilisierten, hob ich es hoch und – ohne dass ich zu atmen wagte - beförderte ich es zu dem Loch, wo wir es behutsam platzierten. Zu diesem Zweck drehten wir den Besenstiel etwas, um es genau einzupassen. Das Loch war zu. […] Ian bückte sich schnell und zündete unsere drei Lampen an. Schnell stellte er eine Rot-Kreuz-Kiste auf die andere, bis sie die Höhe des Besengriffes, den ich hielt, erreichten. […] Immer mehr Kisten, voll mit Erde, wurden terrassenförmig gestapelt. Langsam und verlässlich schlossen wir das Loch wieder. […] Der Tunnel war gerettet. Um das zu schaffen, hatten wir drei Stunden gebraucht, aber wir nahmen die Zeit nicht wahr. Oft platzten wir fast vor Lachen, als wir hörten, wie Kinder sich auf der Straße vergnügt unterhielten, wie Fahrradfahrer klingelten, wie Hunde japsten, wie Mädchen kicherten und wie aus dem Lager Geräusche vom Baseballspielen herausdrangen.“

[Aus einem unveröffentlichten Manuskript von David Campbell, entnommen von Stuart Champ.]

Während David und der Rest des Teams im Tunnel arbeitete und verzweifelt versuchte, das zu reparieren, was beinahe zu einer Katastrophe geworden wäre, hatte man mich zwischenzeitlich im Lager zurückgelassen, um als Informant zu agieren, der vom Musiksaal im Obergeschoss aus gezielt beobachten sollte. Von dort konnte ich auf den Straßengraben hinabblicken und das Loch sehen, das sie zu füllen versuchten. Sollte es irgendwelche Anzeichen von Verdacht auf deutscher Seite geben,

war es meine Aufgabe, ein Signal zu ihnen nach unten zu geben, jede Art von Bewegung und Geräusche zu unterlassen.

Ich bekam Beobachterrolle, weil nur wenige von uns wussten, was tatsächlich passiert war und dass es das Loch gab. Falls andere im Lager das Loch sehen würden, hätte bestimmt jemand allzu großes Interesse daran gezeigt und die stets misstrauischen Deutschen darauf aufmerksam gemacht. Zum Glück bemerkte es niemand im Lager und die Passanten und die deutschen Wachen, die etwa 5 Meter davon ihre Runde machten, hatten keinen Verdacht. Während ich auf dem Beobachtungsposten war, betete ich richtig, dass die unter Tage Arbeitenden sich beeilen sollten. Plötzlich kam aus den Erdhügeln ein großes Stück Rasen und erhob sich so aus dem Loch, als sei er aus „Sofortgras“ gemacht. Von oben schien es sofort in die Stelle zu passen. Als der Rasen hochgedrückt und aus dem Loch geschoben wurde, so schilderte es David, schob man ihn jedoch zu weit nach oben, ehe er langsam auf seine richtige Position kam. Das Loch war jetzt nicht mehr zu sehen. David kommentierte in seiner gewöhnlich hämischen Art: `Wäre ich ein unbeteiligter Beobachter gewesen, hätte ich es am liebsten gehabt, wenn ein Deutscher durch das Loch gefallen und verschwunden wäre.‘ Wie lustig das auch damals gewesen wäre, es hätte das Ende des Tunnels bedeutet.

Wie David ausführte, die nächsten Tage verbrachten wir mit dringenden Reparaturen. Wegen des Schadens und den durch die Reparaturen verursachten Verzögerungen, beschloss das Fluchtkomitee, ein weiteres Grabungsteam in unser Projekt einzubeziehen, und so schloss sich uns eine amerikanische Mannschaft an. Sie wurde von einem jungen Texaner angeführt und ergab eine Gesamtzahl von über 60 Offizieren, die den Ausbruch machen wollten. Mit dieser zusätzlichen Unterstützung erreichte der Tunnel bald wieder die Stelle, wo wir die Unterbrechung hatten. Den Mai hindurch und im Juni ging der Tunnelbau weiter und wir machten gute Fortschritte.

Kapitel 15: Vernichtung der polnischen Armee/ besser: Mord an den polnischen Offizieren

Mitte Juni kam es plötzlich zu einem außergewöhnlichen Geschehnis. Es sollte Jahre später weltweite Auswirkungen haben und ist bis auf den heutigen Tag nicht endgültig geklärt.

Die deutsche Armee war zu diesem Zeitpunkt wieder auf dem Vormarsch in Russland und drang östlich von Smolensk auf Moskau vor, von wo sie einige hundert Kilometer entfern war. Die Deutschen hatten das Gebiet den ganzen vorigen Winter über besetzt gehalten, und als der Schnee wegschmolz, wurde den Deutschen von den noch in diesem Gebiet lebenden Russen berichtet, dass die Leichname von Tausenden polnischer Offiziere in den dortigen Wäldern entdeckt worden seien, nahe einem russischen Dorf namens Katyn. Dies wurde sofort über Radio Berlin berichtet, aber die Propaganda aus Berlin stand stets unter großem Verdacht.

Von dieser vorgeblichen Grausamkeit hörten wir das erste Wort, als die Deutschen den Senior Officer von unserem Lager baten, gefangene Offiziere zu benennen, um nach Katyn zu fahren und sich anzuschauen, was dort entdeckt worden war. Ähnliche Anfragen gab es in anderen Kriegsgefangenenlagern. Die erste Reaktion war von Argwohn bestimmt, denn alles, was die Deutschen damals machten, diente der Propaganda, und wir begegneten den Deutschen mit Zweifel.

Schließlich fanden sich zwei Offiziere widerstrebend bereit, nach Katyn zu reisen – Oberstleutnant van Vliet von der US-Army, Lagerältester der Amerikaner, und Oberstleutnant Stevenson, ein südafrikanischer Fernmeldeoffizier. Sie wurden mit Militärflugzeugen in den Osten nach Smolensk geflogen und einige Kilometer durch die russischen Wälder nach Katyn gefahren. Mehrere Tage später kehrten diese Offiziere zurück und berichteten uns, dass sie in langen, flachen Gräbern im

Wald die Leichname von Tausenden toter polnischer Offiziere gesehen hätten – sie waren alle durch Genickschuss getötet worden. Trotz der Verwesung war es noch möglich, ihre polnischen Uniformen zu identifizieren, in denen sie ihre persönlichen Papiere und Zeitungsausschnitte hatten, die bis in das Jahr 1940 zurückgingen. Van Vliet und Stevenson gehörten einer Gruppe von etwa zehn alliierten Offizieren an, die Katyn damals besuchten, ein Vorgang, der später von einem Dr. M. Wodzinski, einem polnischen Militärarzt, beschrieben wurde, der als Vertreter des Polnischen Roten Kreuzes tätig war. Wodzinskis Bericht enthüllte zum ersten Mal die Namen jener Offiziere. Die Deutschen hatten Namen und Rang unserer Kameraden nicht für ihre Propagandazwecke genutzt, wie wir befürchtet hatten. Wodzinskis Bericht stimmt in jedem Detail mit dem von den alliierten Offizieren selbst verfassten Bericht überein.

Laut New York Times vom 19. September 1950 war van Vliets Bericht am Tag zuvor vom US-Verteidigungsministerium freigegeben worden und der vollständige Text wurde am nächsten Tag in einer Sitzung des Repräsentantenhauses in Washington von dem Mitglied John E. Rankin verlesen. Er beschreibt, wie van Vliet mit einer Gruppe von Mitgefangenen von einem Oflag in der Nähe von Rotenburg „in den Wald von Katyn in der Nähe von Smolensk gebracht wurde, um die Gräber der polnischen Offiziere zu besichtigen“.

Van Vliet berichtete, dass er sich nicht freiwillig zu dem Ort des Verbrechens begeben habe und es auch (zum damaligen Zeitpunkt) abgelehnt habe, eine Meinung darüber zu äußern, wer für das Massaker verantwortlich sei. Er fügte hinzu, dass nach seiner Kenntnis die deutsche Propaganda keinen Nutzen aus seinem Besuch in Katyn gezogen habe. Der Bericht nannte die Namen der anderen alliierten Kriegsgefangenen, die nach Katyn fuhren, einschließlich des Namens von Oberst Stevenson. Van Vliet sagte, dass der Rest der Gruppe der alliierten Offiziere, die Katyn besuchten, auch „glaubten, dass die Russen es getan hätten“. Wir Gefangene in Rotenburg glaubten aus unserer Wahrnehmung Stevenson und van Vliet.

Wegen der Notwendigkeit zur Aufrechterhaltung freundschaftlicher Beziehungen zu Russland nach dem Krieg, wurde van Vliets Bericht bis 1950 geheim gehalten. Denn wie General Bissell gegenüber dem Untersuchungsausschuss des Kongresses 1952 zugab: „Hätte man ihn 1945 veröffentlicht, als die in Jalta getroffenen Übereinkünfte zur Schaffung der Vereinten Nationen in San Francisco fortgesetzt wurden, hätte die Sowjetunion wahrscheinlich nie einen Sitz in dieser internationalen Organisation angenommen.“

Als Rechtfertigung dafür, dass er Vliets Bericht als „streng geheim“ eingestuft habe, sagte General Bissell, er habe lediglich den Geist des Abkommens von Jalta umgesetzt. Aber „streng geheim“ oder nicht, Berichte wie dieser haben die Gewohnheit, ans Tageslicht zu kommen, und am 18. September 1951 passierte es, dass das Repräsentantenhaus des 82. Kongresses der Vereinigten Staaten einstimmig die Resolution 390 mit dem Ziel der Einleitung „einer umfassenden Untersuchung und Analyse aller Fakten, Beweise und Umstände des Massakers im Wald von Katyn und das internationale Verbrechen, das gegen die Soldaten und Bürger Polens zu Beginn des Zweiten Weltkriegs begangen wurde“.

Die erste öffentliche Anhörung des Komitees fand am 11. Oktober 1951 in Washington statt, weitere Anhörungen wurden 1952 in Washington, Chicago, London und Frankfurt am Main und dann wieder in Washington abgehalten. Im Dezember des Jahres 1952 wurde ein monumentaler Bericht vorgelegt, der 2366 Seiten umfasst und in dem das Komitee als Ergebnis „einmütig feststellt, dass jenseits irgendeines begründbaren Zweifels das Volkskommissariat für Internationale Angelegenheiten (NKWD) den Massenmord an den polnischen Offizieren und intellektuellen Führern im Wald von Katyn bei Smolensk in Russland begangen hat.“

Ein letzter Kommentar und einige Tatsachen: 4143 Leichname wurden aus den sieben Massengräbern exhumiert, die van Vliet und Stevenson besichtigten. Auf der Grundlage weiterer Beweisführung hielt das Komitee fest: „Wir sind uns ebenso sicher, dass der Rest der 15.000 fehlenden polnischen Offiziere auf eine ähnlich brutale Weise nahe Charkow exekutiert wurden und dass andere auf Kähne gesetzt und im Weißen Meer ertränkt wurden.“ Um eine gewisse Vorstellung davon zu bekommen, was diese schreckliche Aktion bedeutete: 15.000 Offiziere entspricht annähernd der Offiziersstärke von über 30 Divisionen und unterstützenden Verbänden oder der Offiziersstärke von etwa 500 Bataillonen im modernen Armeeaufbau.

Ich erwähne Katyn, weil es damals Teil des Lebensgefüges und der Verzweiflung der Kriegsgefangenen war, manchmal verbunden mit Abscheu gegenüber diesem Leben in Deutschland im Jahre 1943. Katyn heute einem Polen gegenüber zu erwähnen, ist sehr ähnlich der Unterhaltung mit einem Briten über die Bombenangriffe auf London - nur noch intensiver. Es stand, und steht, stellvertretend für einen Krieg, in dem über 50 Millionen getötet wurden oder starben.

Der berichtete Vorfall hatte damals wenig erkennbare Auswirkung auf uns restliche Gefangenen, aber er bestätigte unsere geheimen Befürchtungen und die Erkenntnis, dass wir Gefangene in einer Welt waren, in der ein Leben etwas Billiges war – in der Tat wertlos war. Uns wurde so auch verdeutlicht, in welch anscheinend hoffnungsloser Klemme wir saßen, falls der Kriegsverlauf schlimmere Formen annehmen sollte. „Wie war das damals, lieber Junge?“ In der Tat, so war das damals.

Abgesehen von dem stetigen Vorankommen mit dem Tunnelprojekt, folgte das Leben im Lager einem irgendwie langweiligen Muster, obwohl, Gott sei Dank, der Humor nie versiegte, um unsere Tage zu beleben. Die zweimal täglich stattfindenden Appelle waren entscheidende Elemente in unserem täglichen Leben, denn alles war auf diese Paraden ausgerichtet. Andererseits führten diese Paraden zu einigen sonderbaren und ungewöhnlichen Formen von Humor. Michael Maude, der ein Bein in Frankreich verloren hatte, der sehr gut Deutsch sprach und als unser Dolmetscher zwischen dem deutschen Kommando und dem britischen Lagerältesten agierte. Ohne jeden Grund fragte der Lagerkommandant eines Tages auf Deutsch: „Herr Maude, wie viele Warme Brüder sind in diesem Lager?“ Maude reagierte zögerlich auf diese sonderbare Frage und überlegte auf welche Weise er eine solche Frage für Oberst Kennedy übersetzen solle. Letzterer, der sein Zögern bemerkte, sagte mit seiner rauen Stimme: „Mach los, Maud, heraus damit, was will er wissen?“

Maude spielte auf Zeit und bat den deutschen Kommandanten, die Frage zu wiederholen, und der Deutsche sagte wieder: „Wie viele Warme Brüder sind in diesem Lager?“

Daraufhin sagte Maude zum Oberst: „Der Kommandant möchte wissen, wie viele Homosexuelle es in diesem Lager gibt.“

Der Oberst zeigte sich echt überrascht von so einer Unterstellung und erwiderte: „Sag ihm, wir dulden so etwas nicht in der britischen Armee. Bei mir wird es diesen Unfug nicht geben.“ Ob seine Antwort vollständig stimmte – der Deutsche konterte nicht, aber sein Gesichtsausdruck verriet seinen Zweifel, dass in einer so eng verbundenen Gemeinschaft von über 500 Offizieren sich nicht einige befänden, die homosexuelle Neigungen hätten.

Einer der deutschen Offiziere – der älteste von allen und ein Veteran aus dem Ersten Weltkrieg – war ein Hauptmann Graf von Seckendorf, der „Tod auf Rädern“ genannt wurde – weil er sich wie ein Segelflugzeug vor uns bewegte, wenn er die Zählung beim Appell vornahm. Er trug auch die längsten Schaftstiefel, die wir jemals gesehen hatten. Er hatte sehr gute Manieren und gehörte offenbar zu der alten deutschen Offizierskaste und war ein Mitglied der Familie von Seckendorf, die in Deutschland wohlbekannt und eng befreundet mit Königin Victoria und Prinz Albert war. Er war kein

Snob, aber er zeigte einen merkwürdigen Respekt gegenüber Titeln. Wenn er an den aufgereihten Offizieren vorbeischritt, die vor ihm in Fünferreihen angetreten waren, und zum Viscount Tarbat (jetzt Earl of Cromartie) kam, sagte er gewöhnlich „Guten Morgen“. Ebenso, wenn er zu Billy Winnington kam, entbot er ein höfliches „Guten Morgen“. Gegenüber dem etwa ein Dutzend Offizieren, die Titel hatten, zeigte er diesen Respekt im Hinblick auf ihre Vorfahren, zur großen Belustigung von uns übrigen.

Etwa zu dieser Zeit wurde eine Gruppe von indischen Offizieren, die in Nordafrika in Gefangenschaft geraten waren, ins Lager gebracht. Als sich der älteste Inder über die Kälte und mangelhafte Heizung beschwerte, wurde ihm von den Deutschen gesagt, das sei unsere Schuld, die Schuld der britischen Offiziere. Woraufhin der Inder sich aufrichtete und sagte: „Ah, aber Sie scheinen nicht zu verstehen; auch wir sind britische Offiziere. Es ist Eure Schuld, die Schuld von Euch Deutschen.“

Was das Thema Weiterbildung und Erziehung betrifft, ich fühlte mich geschmeichelt, als einige indische Offiziere mich fragten, ob ich ihnen dabei helfen könne, ihr Englisch zu verbessern. Ich fand einige Grammatikbücher und ein Oxford-Wörterbuch in der Bibliothek und verabredete mit ihnen, dass wir uns jeden Morgen für eine Stunde Unterricht treffen – es kam zu etwa sechs Treffen. Leider wurde es nach einer Woche immer deutlicher, dass meine Schulkenntnisse im Satzbau nicht gefestigt genug waren. Mit der vorgeschobenen Begründung, mit meinen eigenen Studien allzu sehr beschäftigt zu sein, zog ich mich taktvoll zurück. Ich konnte ihnen nie in die Augen sehen, wenn wir uns begegneten und mir war bewusst, dass ihnen klar war, dass ich sie hatte hängen lassen. Aber ich hätte nie die Beschämung ertragen, wenn herausgekommen wäre, dass ich jemand war, der schon vor seinem 1. Examen sein Studium abgebrochen hatte.

Auf die eine oder andere Art hatte ich keine Zeit, mir darüber den Kopf zu zerbrechen. Lesen, die Non-Stopp-Schule im Pokern – das alles nahm Zeit in Anspruch, wenn wir nicht am Tunnel arbeiteten.

Mit Beginn eines verspäteten Frühlings gab es besseres Wetter und es hörte auf zu regnen. Die Sonne stieg höher, es wurde wärmer, und wir konnten wieder nach draußen gehen. Die Kricketsaison war offiziell eröffnet, Hockey lief wie gewohnt weiter, aber in diesem Frühjahr und Sommer tauchte ein neues Spiel auf, das sich als ernsthafter Mitbewerber unserer Gunst entpuppte.

Es gab in Rotenburg bereits eine kleine Gruppe von kanadischen Offizieren des Überfalls auf Dieppe und zusammen mit den 150 amerikanischen Offizieren machte sich ihr Einfluss auf unser Leben bemerkbar. Weder die Amerikaner noch die Kanadier, um sie in alphabetischer Reihenfolge zu nennen, wussten viel über Cricket. Und Spielplatzhockey, wie wir es nannten, war nicht wirklich nach ihrem Geschmack. Eishockey – ja! Wir fluteten den Schulhof und ließen ihn zu einer holprigen Eisbahn gefrieren – aber jetzt war es spätes Frühjahr. Nein – ihre wahre Liebe hieß Baseball. Aber Baseball erfordert sogar noch mehr Platz als Cricket. Es gibt eine kanadische Spielart von Baseball, Softball genannt.

Softball, wie schon der Name sagt, ist eine sanfte Variante von Baseball; ein großer Ball wie eine Grapefruit in der gleichen Machart wie ein knochenharter Baseball. Man schlägt ihn so fest, wie man kann, und wenn man ihn so etwa 30 Meter befördern kann, sollte man Wettkämpfe bestreiten oder an Meisterschaftsspielen (*World Series)* teilnehmen.

Softball fand Anklang und gefiel allen sofort. Den Amerikanern und Kanadier war die Aufmerksamkeit, die sie auf sich zogen, offensichtlich sehr angenehm und sie kosteten sie bis aufs Letzte aus. Softball war wie der Frühling und elektrisierte uns bis auf den letzten Mann, zugleich auch symbolisch für den Einfluss der Neuen Welt auf den Krieg. Selbst die deutschen Wachposten waren fasziniert, denn Cricket war wirklich zu kompliziert – sogar zu langsam – für ihren teutonischen

Geschmack. Sonderbarer Weise gibt es für den Sommer kein deutsches Spiel wie Cricket ober Baseball; Tennis – ja; Schwimmen – ja; aber wenn der Sommer kommt, gibt es in Deutschland und anderswo in Europa nichts, was an die Stelle von Fußball tritt.

Obwohl Cricket im Sommer des Jahres 1943 seine Stellung hielt und nasse Tennisbälle kontinuierlich in die Stacheldrahtumzäunung flogen, war es das Jahr des Softballs. Das Ergebnis waren Softball-Meisterschaftsspiele. Mit großer Begeisterung wurde um den Sieg gekämpft, den schließlich die Mannschaft des *British Empire* errang – zum großen Entsetzen der amerikanischen und kanadischen Mannschaften. In der Tat, es geht um Softball!

Die starke Sonne eines mitteleuropäischen Sommers war eine weitere verkappte Wohltat, denn sie lieferte uns, den Tunnelgräbern, die wir Tag für Tag unter der Erde verbrachten, einen natürlichen Schutz. Wir standen in Gefahr, wegen unserer bleichen Gesichter Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. Deshalb erging die Anweisung, so oft wir konnten, ein Sonnenbad zu nehmen, gleichzeitig die vorhandene Sonnenwärme zu nutzen und uns über den Tag hin draußen so viel Schlaf wie möglich zu holen.

Soviel wir konnten, liefen wir zu Fuß, und jeder, der zum Fluchtteam gehörte, nutzte jede Gelegenheit zu sportlichen Übungen und schloss sich den hartnäckigen/eingefleischten Gehern an, die tagelang um das Lagergelände trotteten.

Es war nichts Ungewöhnliches, Gefangene zu sehen, die zu jeder Tageszeit auf dem Schulhof ihre endlosen Kreise zogen, und das von früh morgens bis spät am Abend, wenn wir für die Nacht in den Lagergebäuden eingeschlossen wurden. Sie liefen einzeln - hauptsächlich die Berufs- oder Allwetterläufer - und zu zweit und zu dritt, nicht mehr -, denn es gab nicht genügend Platz. In ihrer endlosen Promenade, drehten sie Runde um Runde, stets entgegen dem Uhrzeigersinn. Obwohl wir Untergewicht hatten und hungerten, waren wir sehr fit.

Mein Bein verbesserte sich die ganze Zeit über und mein Humpeln wurde weniger ausgeprägt. Ich konnte jetzt bei den Spielen mitmachen. Ich war nicht besonders gut in Cricket, was nie mein Spiel wurde. Softball basierte ebenso auf Schnelligkeit, die ich nicht länger mehr besaß. Hockey war besser, aber hier musste ich aufpassen, denn ein geschwungener Hockeystock auf meinem Knie hätte sehr schmerzhaft sein können.

Und deshalb warf ich meistens David einen der Rugbybälle zu und übte dann den Torpedowurf - nach Anweisungen von zwei großgewachsenen Amerikanern, einem Hauptmann „Spud“ Murphy, der Wettkämpfe für die Football-Mannschaft einer Südstaaten-Universität bestritten hatte, und einem anderen, einem erfolgreichen Spieler in der Football-Mannschaft *der Michigan State University*. Der Ball, der beim *American Football* benutzt wird, ist viel schmaler als unser Rugbyball, aber sie konnten unserem größeren Rugbyball viel mehr Spin geben, und dies mit größerer Genauigkeit und größerer Schnelligkeit als wir das schafften.

Die Hauptsache bei all diesen Aktivitäten war, dass sie nie zu einem Ende kamen, außer wenn es regnete. An anderen Orten im Lager waren hundert und mehr Aktivitäten zu Gange. Ich erinnere mich ganz deutlich an einen wunderschönen Morgen, als ich mich bei einem Halt auf einem Entsorgungsgang vom Tunnel auf den Dachboden über die Straße in Richtung Fluss blickte und dabei das Lagerleben unterhalb von mir wahrnahm.

Hin und wieder kam das Lärmen auf dem abgegrenzten Bereich des Lagerhofs zu einer Unterbrechung, aber im Lagergebäude selbst war ein ständiger Geräuschpegel, der auf- und abging mit dem übenden Lagerorchester, ebenso mit den übenden Solisten und mit meinem Freund Gerard Brett und seinem geliebten Cello, das so offensichtlich zu seinem ruhigen Wesen passte. In der Ferne

konnte ich „Sam“ Parker mit seiner Trompete hören; er war zwar kein Louis Armstrong, aber ein Könner. Immer hämmerte jemand auf einem Klavier herum, nicht immer im passenden Rhythmus oder Takt. Eine meiner Schwestern war eine frühere Konzertpianistin, deshalb kannte ich besseres Klavierspiel, aber kräftiges Spielen wurde auf jeden Fall geboten. Es gab den nicht endenden Betrieb des Grammophons, auf dem die neuesten Platten von zu Hause abgespielt wurden. Man hörte das Einschlagen der Nägel durch die Bühnenhandwerker, welche so etwas Ähnliches wie Requisiten für das nächste Lagerkonzert aufbauten. Diese Requisitenbauer waren die einzigen Gefangenen, denen offiziell gestattet war, auf Vertrauensbasis Werkzeug für ihre Arbeit zu benutzen. Sie mussten ihr Werkzeug jeden Abend nach Gebrauch zurückgeben. Im Lager gab es jedoch anderes Werkzeug, das unter dem Fußboden und in Hohlräumen von Wänden verborgen war. Von uns selbst hergestellte Werkzeuge oder von deutschen Handwerkern gestohlen – wir hatten sie mitgehen lassen, wie wir sagten.

Der Lärm im Inneren des Lagers fand keine Unterbrechung und muss die deutschen Passanten, die draußen auf der Straße vorbeigingen, neugierig gemacht und total verwirrt haben. Dieser Lärm unterschied sich von dem, der aus einer Schule drang. Er variierte stärker und ging nicht mit den Schulpausen rauf und runter. Er war ziemlich gleichmäßig den ganzen Morgen hindurch zu hören – bis zur sogenannten Mittagszeit und legte sich danach für etwa eine Stunde, um mit dem obligatorischen Cricket oder Softball am Nachmittag wieder zu beginnen und durch das Abendessen und das Antreten zum Lagerappell sein Ende zu finden.

Im Tunnel kamen wir schneller voran und nachdem dem amerikanischen Team gezeigt worden war, was es machen sollte, ging es mit dem Tunnel schnell und unaufhaltsam voran. Wir reparierten den Schaden, der durch den Einsturz entstanden war, und dann hieß es: graben, graben und noch mal graben. Den Abraum entsorgten wir im Dach. Wenn wir nicht arbeiteten, vervielfältigten wir unsere Landkarten, nähten unsere Fluchtkleidung und dachten nur daran, wie wir die uns verbleibende Zeit am besten nutzen, ehe wir bereit zum Ausbruch wären.

Kapitel 16: Seite 152

Ein Verräter

Die ganze Zeit über war uns ein Gefangener stark aufgefallen, der ungeachtet seiner Schwatzhaftigkeit, als ein Angeber in Argwohn geriet. Er hatte eine gute Bildung und sprach mehr als eine Fremdsprache, aber mit seiner Biographie stimmte etwas nicht – mit seinem (ganzen) Charakter. Ich begegnete ihm zum ersten Mal, als ich nach Spangenberg kam und erfuhr, dass die anderen an dem Stoßtruppunternehmen von St. Nazaire Beteiligten ihn bereits ausgegrenzt hatten, im Besonderen im Zusammenhang mit seiner Berufung auf das sozusagen gemeinsame Erbe mit uns. Mit anderen Worten: „Auch ich gehöre zu einem Stoßtrupp.“

Als ich im August 1942 in Spangenberg ankam, hatten ihn die anderen bereits ausgefragt. Weil er aber behauptete, im Mittleren Osten rekrutiert worden zu sein, war es nicht leicht, ihn darauf festzulegen oder seinen bizarren Hintergrund zu überprüfen. Weil wir nicht glücklich über seine Behauptungen waren, wandten wir uns an General Fortune [in Spangenberg und ganz Deutschland damals ranghöchster Kriegsgefangener], aber väterlich und freundlich wie er war, riet er uns, nichts zu unternehmen, die Deutschen könnten dem Mann Schlimmes zufügen. Und schließlich sei er britischer Soldat - etwas von dieser Art machte er geltend.

Als ich über Obermaßfeld nach Rotenburg gebracht wurde, tauchte er in Rotenburg auf, wie und warum, wusste niemand. Monate waren vergangen, als in einer Gruppe von hinzukommenden

kriegsgefangenen Offizieren sich ein junger Hauptmann befand, Sir George Dick-Lauder mit Namen. Als der unseren Freund sah, identifizierte er ihn uns gegenüber als einen der Soldaten, der auf Kreta in Gefangenschaft geraten war.

[Anmerkung Stuart Chant-Sempill: Nach dem Krieg schrieb Dick-Lauder: „Ich kam 1941 auf Kreta in Gefangenschaft. Ich kann mich eindeutig an den Mann erinnern, über den Du geschrieben hast und der kein Offizier war, aber nach seiner Gefangennahme sich als ein Offizier ausgab, wohl mit der Vorstellung, dass er als solcher ein angenehmeres Gefangenendasein haben würde.“]

Als nächstes wurde über ihn berichtet, er habe den Rang eines Leutnants angenommen, um die Beschwernisse eines kriegsgefangenen, einfachen Soldaten zu vermeiden. Es ist sehr sonderbar, dass es umgekehrt war, denn das Leben als einfacher kriegsgefangener Soldat bedeutete oft mehr Freiheit. Außerdem arbeiteten viele einfache Kriegsgefangene auf Bauernhöfen und sie hatten besseres Essen als die kriegsgefangenen Offiziere, die nicht arbeiten durften und ganz sicher keine Freiheit hatten. Unser Freund blieb jedoch bei seiner Fassade – sonnte sich sogar in ihr.

Zu einem bestimmten Zeitpunkt in dieser Periode wurden die amerikanischen Offiziere aus unserem Lager in ein neues Kriegsgefangenenlager verlegt, das an einem anderen Ort eingerichtet wurde. Oberst van Vliet bildete die Ausnahme, es wurde ihm erlaubt, zurückzubleiben. Er täuschte Krankheit vor, um nach Fertigstellung des Tunnels flüchten zu können. Bei der Abreise der Amerikaner ereignete sich eine bemerkenswerte Sache, die denen von uns stets gegenwärtig sein wird, die sich mit ihnen angefreundet hatten. Als die 156 amerikanischen Offiziere in Reih und Glied im Gefängnishof antraten, um zum Bahnhof zu marschieren, kamen sie plötzlich zum Stillstand und sangen „*God Save the King*“ für uns. Es war die berührendste und unerwartete Huldigung und wir jubelten ihnen auf der ganzen Strecke zu, als sie am Lager vorbei und die Straße entlang zum Bahnhof marschierten. Wir hatten viele Freunde unter diesen Männern gefunden, es waren die ersten amerikanischen Offiziere, die in diesem Krieg in Afrika gefangen genommen worden waren. Wir hatten ihn viel über das Leben als Kriegsgefangene beigebracht, aber als Gegenleistung hatten sie uns neuen Elan und neues Vertrauen in die Zukunft gegeben.

In der Zwischenzeit wurde der Tunnel immer länger; und dann kam der Zeitpunkt, als er beinahe fertig war und wir bereit sein würden zum Ausbruch.

Der Tunnel war fertiggestellt, das *Public Record Office* [im Londoner Stadtteil Kew, H.N.] berichtete aber nach dem Krieg, unter Bezug auf die Leitung der Spionageabwehr [*Military Intelligence*], dass der Tunnel drei bis vier Meter kürzer ausgefallen sei als geplant. Das entsprach aber dem Plan, denn was wäre wirklich passiert, wenn wir den Tunnel an dieser Stelle abgebrochen und herausgefunden hätten, dass wir noch drei bis vier Meter graben müssen. Und das mit einer Schlange von 60 hinter uns her kriechenden Offizieren. Das ist wirklich ein schrecklicher Gedanke, aber Fehler dieser Art unterliefen uns nicht. Nein, die drei bis vier Meter waren als Schutz gegen Entdeckung beabsichtigt.

Unglücklicherweise hatten jedoch die Überflutung und der Beinahe-Zusammenbruch des ganzen Tunnels uns in unserem Zeitplan zurückgeworfen. Wir waren mit unserem Programm eine ganze Mondphase zu spät dran – oder so ähnlich argumentierten die Experten. Ich war anderer Ansicht. Meine Ausbildung in Lochailort [Ausbildungsort für die britischen *Commando*-Überfalleinheiten, H.N.] fußte auf dem Prinzip „Entscheidungen sind unverzüglich zu treffen!“ Verzögerung begünstigt nur die Katastrophe – gleichviel wie groß die Risiken – um was ging es in der Sache überhaupt? Sie basierte total auf Risiko und es konnte keinen Sinn machen, das Element des Risikos zeitlich zu strecken. So oder ähnlich argumentierte ich, als die ganze Mannschaft sich an einem Abend geheim traf, um darüber zu debattieren, was zu tun sei.

Ich war jedoch zu jung und hatte einen zu niedrigen militärischen Rang. In den Augen der anderen Flüchtenden, von denen viele älter und zweifellos erfahrener waren, hatte ich zu wenig Geduld und ich bekam zu hören: „Wer ist dieser junge Offizier – was sind schon diese Kommandotrupps?“ Einige nannten uns „Glamourboys“. Und einige fragten: „Was war denn anders mit denen – in der Tat Spezialeinheiten!“ Ich wurde überstimmt.

Und auf diese Weise wurde entschieden, alles für ein paar Wochen dichtzumachen und zu warten, bis die Phase des Neumonds den Nachthimmel verdunkelte. Ich war zu jung, um zu widersprechen. Aber was dem zu entnehmen ist, was David Campbell geschrieben hat, fühlten sich einige andere auch nicht wohl und waren von der selbstauferlegten Verzögerung nicht überzeugt.

Mittlerweile nahm die Lagerroutine wieder ihren gewohnten Verlauf und wir gingen bei brennender Hitze zum Sonnenbaden, spielten jeden Nachmittag Cricket und Baseball, abends pokerten wir. Die Bridgeturniere wurden fortgesetzt, als ob sich nichts verändert hätte. Für die Bridgespieler hatte sich tatsächlich nichts verändert – das Bridgespielen ließ keinen Gedanken für etwas anderes frei und durfte nicht von einer Gruppe von Leuten gestört werden, die eine Flucht planten, nur um am nächsten Tag wieder gefangen genommen zu werden, oder im günstigen Fall ein paar Tage später. Schließlich gilt „Herz ist Trumpf“.

Ein schöner Junitag lag hinter uns, und als die Nacht hereinbrach, gingen wir wie gewohnt zu Bett. Um ein Uhr in der Nacht explodierte das ganze Lager. Während Rufe ertönten, ständig mehr Rufe zu hören waren und Gewehrkolben gegen Türen krachten, taumelten wir aus unseren Schlafkojen ins Dunkel. Wir protestierten gegen den Klamauk, zogen uns an und versammelten uns langsam draußen auf dem Appellplatz, angestrahlt von den Suchscheinwerfern.

Dort warteten wir stundenlang. Die Morgendämmerung brach über den Hügeln herein – ein weiterer wunderschöner Tag zeigte sich und wir wurden zum wiederholten Mal gezählt. Während wir in Fünferreihen bedrückt herumstanden, fragten wir uns, was geschehen sei.

Wir fürchteten das Schlimmste und langsam wurde es enthüllt: der Tunnel, die meisten unserer geheimen Lebensmittellager, ein Teil unserer Kleidung und unsere Landkarten waren entdeckt worden. Sie hatten wieder gewonnen – und wir hatten verloren. Es bedeutete Niederlage für das Lager – nicht nur für uns vom Fluchtteam, sondern für die vielen anderen, die sich monatelang hartnäckig bemüht hatten, uns zu helfen.

Aber warum hatten die Deutschen sich nach so vielen Monaten plötzlich dafür entschieden, um ein Uhr in der Nacht zuzuschlagen und das Lager fast kaputt zu reißen? Aus gutem Grund wurde unser Angeber fortgebracht, um die meisten Geheimnisse zu verraten, die wir über sechs lange Monate hin gehegt, gepflegt und bewacht hatten: Denn er erwies sich als Verräter.

Was genau passierte, werden wir nie wissen. David Campbell berichtete, dass er ihn am Abend davor gesehen habe, als er gerade durch den Sperrdraht in den von Deutschen genutzten Teil des Gebäudes gebracht wurde. Er habe ihm (Campbell) zugerufen, sie hätten ihn durchsucht und eine Landkarte in seiner Ausrüstung gefunden. Man bringe ihn weg zum Verhör. Aber warum ihn? Da ich für die Kartenabteilung verantwortlich war, wusste ich, dass er log. So eine Geschichte machte nicht den geringsten Sinn. Konnte es sein, dass man ihn die ganze Zeit über mitten unter uns platziert hatte? Oder verhielt er sich so, weil er schreckliche Konsequenzen befürchtete, wenn wir flüchteten? Entschied er sich dazu, sich zu retten und herauszukommen, ehe es zu spät war?

Er konnte keine Landkarten besessen haben, denn alles wurde jeden Tag sorgfältig zusammengetan und versteckt, sobald das Kartenmachen beendet war.

Auf jeden Fall wurde er von den Deutschen weggebracht, er hatte ihnen vermutlich alles enthüllt. Wie hätte es anders sein können, denn als die Deutschen in unseren Bereich des Lagers hineinstürmten, begaben sie sich direkt zu dem verborgenen Tunneleingang und zu den meisten Versteckplätzen hintern den Wänden und unter den Fußböden, wo unsere Lebensmittel, Kleidung und Dokumente sorgfältig versteckt waren. Beim Formulieren dieser Erinnerungen wird mir jetzt bewusst, dass er viel Zeit darauf verwendet hat, die Geheimnisse des Fluchtkomitees zu erkunden und zu lokalisieren.

Warum machte er das? Nicht weil er ein einfacher Soldat war – in Rotenburg waren Hunderte von anderen Soldaten der verschiedensten Ränge, aber sie gaben nicht vor, Offiziere zu sein. Wem überhaupt war das wichtig? Aber ihm war es das. Lag es darin begründet, dass er Angst hatte, weil wir von seiner Täuschung wussten? Und Angst vor den Konsequenzen, die er nach dem Krieg zu tragen hätte – möglicherweise ein Verfahren vor dem Kriegsgericht und eine Haftstrafe wegen Vortäuschung eines Offiziersranges? Im Ersten Weltkrieg, nur 25 Jahre früher, wurde ein Soldat für ein geringeres Vergehen erschossen.

Die Vollständigkeit des Verrats war klar und unwiderlegbar. Denn es war der vollständige und äußerste Verrat durch eine Einzelperson.

Er kam nicht wieder ins Lager zurück und wurde angeblich zwei Jahre später von den Alliierten in deutscher Uniform entdeckt. Die von Hunderten von heimgekehrten Offizieren gegen ihn vorgetragenen Anklagen wurden von der Armee mit der Begründung abgewiesen, er sei für seine Handlungen nicht verantwortlich zu machen – was für ein Witz! Wirklich ein schlechter Witz. Die Reaktion auf jene tragischen Stunden war der Anfang von Schlimmerem, das uns noch bevorstand.

Den ganzen Tag über wimmelte es im Lager vor Deutschen und wir waren voller Verzweiflung darüber, wo und wann das alles enden würde. Die Deutschen waren auf den Geschmack gekommen und richtig schießwütig geworden. Die Turnhalle und große Bereiche des Lagers wurden versiegelt und so wie die Wachen herumstürmten, fragten wir uns, was als nächstes passieren würde.

Eine Sache blieb ihnen rätselhaft: die Stelle herauszufinden, wo wir die Erde und den Sand verborgen hatten, der aus dem Tunnel herausgeschafft worden war. Die Offiziere, die Ingenieure waren, berechneten, dass es über 30 Tonnen Abraum gewesen sein müssen, aber die Deutschen konnten keinerlei Hinweis auf solche Erdmengen entdecken. Tatsächlich war alles in dem Vorsprung unter dem Gebäudedach verborgen. 30 Tonnen Erde vom Dach eines soliden und gutgebauten Gebäudes zu entfernen, war für sich genommen ein technisches Problem, dessen Lösung noch lange nach unserem Abzug aus dem Lager ein Problem darstellte. Wir hatten durch die Entdeckung des Tunnels alles übrige verloren, mit Ausnahme unseres Radios (unseres „Kanarienvogels“, wie wir es nannten), damit fühlten wir uns punktuell als Sieger („*but we felt we had won that point*“).

Erst mehrere Monate später, als andere Offiziere aus dem Oflag IX AH Spangenberg in unser Lager kamen, erfuhren wir, dass der Tunnelbau in dem dortigen Lager im Schloss, wo mein Aufenthalt in Deutschland begonnen hatte, in der gleichen Nacht aufgedeckt worden war, in der unser Tunnel entdeckt wurde. Dies legt noch einmal deutlich, dass es einen Verräter gab, der auch die dort unternommenen Fluchtanstrengungen beobachtet hatte.

Es wurde Nacht und wir konnten schlafen gehen. Ich war erschöpft und schlief, aber als ich aufwachte, wurde mir klar, dass etwas Schreckliches passiert war.

Die anderen in unserem Raum, „Sam“ Parker, David Campbell, Peter Green mit einem Bein, Charlie Madden, Jake Bolton, Billy Winnington, die beiden Ärzte und Robin Campbell saßen aufrecht in ihren

Etagenbetten und befanden sich im Schockzustand. Denn Brigadier Nicholson war während der Nacht tot aufgefunden worden.

Tod ist immer ein Schock: aber in einem Gefangenenlager, in dem die meisten von uns bereits den Tod überlebt oder sich in großer Lebensgefahr befunden hatten, war man stärker mit dem Tod konfrontiert, als dass wir eingestehen wollten.

Claude Nicholson, ein bedeutender Brigadegeneral, war damals der Zweithöchste der sich in Deutschland in Gefangenschaft befindlichen Offiziere der Britischen Armee. Wegen des in Calais geleisteten Widerstandes war er zu Hause bereits eine Figur von nationalem Rang. Bis zu seinem Tod war er, obgleich in Gefangenschaft, ein Offizier mit Zukunft. Aber der Krieg war ihm nicht hold. Abgesehen davon, dass er mit seiner Einheit, den „*Green Jackets*“, 1940 in Calais geopfert wurde, stellte sich für ihn das Problem der Verwicklung unseres Lagers in das Massaker von Katyn. Und er hatte das Problem mit dem wachsenden Unmut innerhalb des Lagers, dass es einem Verräter anscheinend gestattet worden war, seine Täuschungen fortzusetzen und er nicht in ein allgemeines Kriegsgefangenenlager gebracht worden war. Ebenso war Nicholson kein harter Mensch und oft krank.

Der Nichteingeweihte darf die militärische Rangordnung jener Zeit nicht falsch verstehen. Die Deutschen zwangen uns ihre Vorstellungen von Rangordnung auf und sie wollten niemandem erlauben, sich in die militärische Gestaltung unseres Lebens einzumischen, weder den Gefangenen noch den Wachen. Unglücklicherweise hatte unser „kleiner Freund“ mit dem Feuer gespielt und dabei sich selbst und uns in Gefahr gebracht. Und schließlich hatte er sich dafür entschieden, seine eigene Haut zu retten, ohne Rücksicht auf die Folgen.

Claude Nicholson war ohne Zweifel eine dieser Folgen. Er war jemand, der mehr an Kriegsanstrengung geleistet hatte, als unser kleiner Verräter sich vorstellen konnte. Nicholsons Tod war ein weiterer Nackenschlag für uns. Die Ärzte machten sich Sorgen um die Lagermoral und man wies uns diskret darauf hin, diejenigen zu beobachten, von denen bekannt war, dass sie unter Depressionen litten – unter stärkeren als wir restlichen.

Glücklicherweise verbesserte sich die Atmosphäre – wir hatten warmes und angenehmes Wetter und dies ermöglichte es uns, aus der Beengtheit des Gefängnisgebäudes herauszukommen und draußen in der Sonne herumzusitzen und herumzuliegen. Der Tod des Brigadegenerals bedeutete einen Dämpfer für die meisten Aktivitäten und unsere unmittelbare Aufmerksamkeit war auf die Vorbereitungen für das Begräbnis gelenkt.

Die Deutschen, die bei solchen Anlässen sonderbar förmlich sind, arrangierten das Begräbnis von Brigadegeneral Nicholson auf dem nahen Friedhof mit allen militärischen Ehren. Wir wurden gebeten, von jedem im Lager vertretenen Land einen Offizier zu benennen: Schottland, England, Irland, Australien, Neuseeland, Kanada, Vereinigte Staaten. Ein römisch-katholischer Priester, Pater Charlton, der zu einem Bataillon von meinem Regiment, den *Gordon Highlanders*, gehört hatte, las früh am Morgen des Begräbnisses in der Turnhalle eine Messe. Er stand dort am Eingang und passte auf, dass jeder römisch-katholische Offizier an der Messe teilnahm. Unter den anderen waren viele, die für das Seelenheil des Brigadegenerals beteten.

Die Beteiligung an der Trauerfeier des Lagers war beeindruckend. Und das Gleiche gilt für den Aufmarsch der Deutschen – alle Offiziere in ihren besten Uniformen nahmen teil. Jeder von uns versuchte etwas von seiner Uniform oder Kopfbedeckung beizusteuern, was wir in der Gefangenschaft hatten aufbewahren können oder was uns in Rotkreuzpaketen von zu Hause geschickt worden war.

Kap. 17: Seite 159

Ich versuche es wieder

Ich kann nicht behaupten, dass ich weiß, was ich damals wirklich dachte oder machte. Ich war frustriert, bitter enttäuscht von dem Fehlschlag des Fluchttunnels und der Opferung unserer Lebensmittel, unserer Zeit und Energie. Und deshalb beschloss ich, es auf eigene Faust zu versuchen. In diesem Falle würde ich mich nicht den Entscheidungen anderer zu fügen haben.

Ich plante, durch das Lagerhaupttor zu kommen. Ich weiß nicht, warum dort sonst niemand über diese Möglichkeit nachgedacht hatte, wie dies Antony Imbert-Terry in Spangenberg getan hatte. Vielleicht deshalb, weil alles sich auf den großen Ausbruch konzentriert hatte.

Es war ganz einfach, ich hatte bemerkt, dass jeden Tag ein alter Bauer die Erlaubnis hatte, in das Lager hineinzugehen, um den Abfall abzuholen – essbaren Abfall, Kartoffelschalen, und diesen „gash“ [wörtlich: „klaffende Wunde“], wie wir es nannten, zu seinen Schweinen zu bringen. Er kam mittags oder um diese Zeit herum ins Lager und zog einen Handwagen hinter sich her. Er durfte die mit doppeltem Stacheldraht gesicherten Tore passieren, an den dort postierten Wachposten vorbei ins Lager, beobachtet von den anderen Wachen hoch oben auf ihren Wachtürmen. Der alte Mann trug einen ausgebleichten Blaumann oder so etwas Ähnliches und eine der in Deutschland üblichen Schildmützen.

Er zockelte seinen Weg entlang dem Appellplatz, zog seinen Wagen hinter sich her und hielt dabei Abstand zu den Hockeyspielern zu seiner Linken. Er fuhr dann einen sanften Abhang hinab zu einer Hintertür des Hauptgebäudes, die zu dem Küchenbereich führte, entspannte sich und machte ein Schwätzchen mit den Soldaten, die dort arbeiteten. Die eine Sache, die stets seine Aufmerksamkeit ablenkte, war eine Zigarette. Wir hatten davon reichlich, denn jeder von uns erhielt 50 pro Woche vom Roten Kreuz, und nicht alle von uns rauchten. Es war nicht leicht, aus seinem Gefallen am heimlichen Rauchen einen Nutzen zu ziehen, denn er war wachsam und hatte den klaren Blick eines Mannes vom Land. Hätte man ihn entdeckt, wären die Deutschen ziemlich schonungslos mit ihm umgegangen – sie hätten ihn wahrscheinlich bestraft und nicht wieder in das Lager hineingelassen.

Falls seine Aufmerksamkeit für einen Moment in Anspruch genommen werden könnte, beabsichtigte ich schnell in den Handwagen zu klettern und die Ordonnanzen in den Küchen zu veranlassen, mich mit ihrem Abfall zu bedecken und zu helfen, indem sie den Wagen aus dem Küchenbereich den kleinen Abhang bis zu dem Appellplatz hinaufschieben und dann mit einem letzten Anschub den Bauern seinen Abfall für die Schweine wegziehen lassen – mit mir als Passagier. Nachdem man ihn durch die großen, mit Stacheldraht doppelt gesicherten Tore, die etwa drei Meter oder mehr auseinanderlagen, gelassen hatte, bog er nach rechts ab, dann ging es über einen schmalen Pfad außen am Drahtverhau entlang auf die Straße, die an dem Lager vorbei und hin zu seinem Anwesen führte.

Ich plante, an irgendeiner Stelle entlang dieser Straße aus dem Handwagen herauszuspringen und in Richtung des Flusses und dann in den Wald davonzulaufen. Die ganze Aktion hing vom Tempo ab und von der Tatsache, dass der Bauer nicht in der Lage sein würde, außer Alarm schlagen viel zu machen. Die Wälder waren nicht weit weg und durch die Benutzung des Flusses hoffte ich, dass die Hunde meine Spur verlieren, wenn die Deutschen hinter mir her kämen.

Irgendwie hatte man meine französische Uniform nicht entdeckt. Die khakifarbene Jacke, meine Reithose und meine Gamaschen waren noch dieselben, die ich in Rennes bekommen hatte, und ich trug immer noch meine französischen Stiefel. Ich hatte auch einen Rucksack und man hatte mir

Proviant von unseren spärlichen Vorräten gegeben. Geoffrey MacNab gab mir auch ein paar Landkarten. Der Rest war mir überlassen.

Mehrere Tage übte ich den routinemäßigen Ablauf ein. Schnell aß ich meine Mittagsmahlzeit – stets ging ich zu der ersten der beiden Mittagsessenszeiten – und dann machte ich mich auf den Weg in den Küchenbereich und drückte mich dort herum, beobachtete wann der alte Mann ankam, wie jede seiner Bewegungen aussah und wieviel Platz für mich in dem Wagen sein würde und welche Menge von den Kartoffelschalen gebraucht würde, um mich ordentlich zu verdecken, und dass keine übrigblieben, um den Verdacht des Bauern wachzurufen. Während die Ordonnanzen den alten Mann reden ließen, probierte ich ein paarmal aus, wie groß der Wagen war. Die Soldaten konnten ein paar Brocken Deutsch sprechen – einige konnten es sehr gut – daher gab es kein Sprachproblem.

Nur sehr wenige Leute wussten von meinem Plan: das Fluchtkomitee, von dem die meisten ohnehin in meiner Gruppe waren; David und Gerard Brett, der mit mir durch den Tunnel hätte fliehen sollen. Ich hätte es vorgezogen, wenn ich mit ihnen zusammen hätte losgehen können, aber es gab nur einen Wagen und der durfte nur einmal am Tag ins Lager. So stark meine Befürchtungen auch waren, es war die einzige Möglichkeit. Zu diesem Zeitpunkt fand kein anderes Vorhaben die Zustimmung, obwohl der Erfindungsgeist von anderen Gefangenen schon damit beschäftigt war, andere Versuche auszuarbeiten.

An dem Tag, den ich für meine Flucht wählte, war schönes Wetter, es war sehr warm und es wehte ein leichter Wind. Unter all den Kartoffelschalen wird es drückend werden. Den ganzen Morgen über war ich sehr nervös und ich sprach mir mehrfach Mut zu. Die Mittagessenszeit kam. Ich aß nicht viel und meine Kameraden aus der gleichen Gruppe sagten wenig oder gar nichts – es gab ohnehin nichts zu sagen. Die Mittagsmahlzeit schien nicht enden zu wollen, aber schließlich waren die Leute mit ihrer Suppe fertig und machten sich auf den Weg zum Schlafen oder zu ihren Büchern. So machten sie Platz für die zweite Suppenrunde, die jetzt folgte. Ohne mich zu verabschieden verließ ich meinen Tisch und schlich mich die Treppen hinunter in den Küchenbereich. Dort erwartete mich David mit meiner französischen Armeejacke und meinem Rucksack und ich zog die Sachen eilig an und wartete.

Der Bauer kam pünktlich an und beim Hereinziehen des Wagens in den Küchenbereich gab er sein gewohntes „Morgen“ grunzend von sich. Während die Ordonnanzen ihn in ein Gespräch verwickelten und ihm eine Zigarette anboten, drehte er sich zum Anzünden um und fragte: „Haben Sie Feuer?“ Schnell war ich im Wagen, legte mich auf meine linke Seite und hatte auf der Stelle eine Mülleimerfüllung von Kartoffelschalen auf mir abgeladen – dann noch eine – und dann eine weitere.

Geoff MacNab hatte mich danach gefragt, wie ich zu atmen gedachte, ohne zu ersticken. Ich sagte ihm, dass ich in der Lage sein würde, durch die Spalten zwischen den Seitenbrettern des Wagens zu atmen. Sonderbar, die Deutschen bauten und bauen heute noch ihre landwirtschaftlich genutzten Wagen mit schrägen Seitenwänden. Dies gilt für die großen, von Ochsen gezogenen Wagen ebenso wie für die kleineren Handwagen, wie dem, in dem ich mich versteckte. Der alte Wagen hatte reichlich Luftschlitze zwischen den Latten, durch die ich Luft zum Atmen bekam. Aber es war recht warm, und ich habe Zweifel, ob ich es noch länger ausgehalten hätte, wenn es zu irgendeiner Verzögerung gekommen wäre.

Es gab keine Verzögerung. Sobald die nicht erlaubte Zigarette geraucht war, gab der alte Mann mehrfach sein grunzendes „Auf Wiedersehen“ und „Danke“ von sich und machte sich daran, den Wagen hinaus in den Hof zu ziehen. Mit einem lässigen, aber energischen Schub von einigen Soldaten zog er den Wagen den Hang hoch und dann langsam über den Hof zu den Toren.

Ich konnte es nicht glauben, dass ich tatsächlich aus dem Lager in die Freiheit gezogen wurde. Das Grunzen des alten Mannes setzte sich fort, als er an dem ersten Tor stoppte und wartete, während

die Deutschen es aufschlossen. Mit einem Ruck zog er den Wagen dann durch die Lücke zwischen dem hohen Stacheldraht und der nächsten Toranlage, wo er wartete er, bis ihm von einer Wache aufgemacht wurde, um den Wagen dann aus dem Drahtverhau des Lagers herauszuziehen und auf den Pfad zu bringen, der um das Lager herumführte.

Dann geschah es. Einer von den Wachhunden, die sich tagsüber normalerweise dort nicht aufhielten, kam herbei und legte sein Bein in bewährter Weise auf den Wagen – ich konnte ihn hören. Dann fing er an in den Kartoffelschalen herumzuschnüffeln. Noch immer schnüffelnd, begann er dann zu jaulen. Der Hund muss den alten Mann aufmerksam gemacht haben, denn plötzlich hörte ich, wie er grunzend einige Worte von sich gab und dann fühlte ich, wie eine Hand sich in die Kartoffelschalen grub und an meiner rechten Schulter fummelte. Er brüllte und ich begriff, dass das Spiel vorbei war. Für ein paar Sekunden lag ich ganz still, aber als das Schreien näher an mich herankam und ich den Klang von Schuhsohlen hörte, erkannte ich, dass es das Beste war aufzugeben. Mit einer großen Anstrengung tauchte ich auf.

Kartoffelschalen hingen aus meinem Haar, mein Mund und meine Ohren, mein ganzes Gesicht war durch die Hitze des Wagens brennend heiß geworden, ich schwitzte und wurde sofort sehr still, denn der Lager-Oberfeldwebel blickte auf mich herab und fummelte an seinem Revolverhalfter herum, um nach seiner großen Luger-Pistole zu greifen. Merkwürdigerweise schien er ebenso ängstlich und nervös zu sein wie ich das war. Die Minuten danach waren voller Anspannung – der Hund bellte, der alte Mann fluchte – es ging ihm mehr um sein Schweinefutter als um mich – der Feldwebel schrie mit einigen Soldaten herum, und die schrien „Jawohl, jawohl!“ Womit sie wie alle guten deutschen Soldaten ihr Bestes taten, um ihre Bereitschaft für den nächsten Befehl zu zeigen. Ich saß für einige Minuten in dem Wagen und wagte es nicht, mich zu bewegen. Ich wartete darauf, dass sich die Lage beruhigte – und dann wurde ich fast höflich nach oben und aus dem Wagen herausgezogen.

Die Leute im Lager zeigten geringe Reaktion, entweder weil sie um mich fürchteten und was mit mir oder sogar mit ihnen als nächstes geschehen könne. Man hielt Distanz zu mir im Lager, das heißt außer David, der meine Aktionen überwacht hatte – David war immer zu einer Auseinandersetzung bereit und kannte keine Angst. Die Wachposten waren jetzt sehr auf der Hut und man hörte sie vielfach untereinander rufen.

Es war noch immer Mittagessenszeit für die zweite Schicht, und viele aus dem ersten Durchgang waren bereits bei ihrem Mittagsschlaf oder „Matratzenabhorchen“, wie wir es nannten. Deshalb waren nicht viele Leute in der Nähe. Schließlich beruhigten sich die Wachen und brachten meinen Ausgang zum Abschluss. Sie führten mich durch den äußeren Drahtzaun und trieben mich diesem entlang auf die Straße und weiter am Appellplatz vorbei vor ihnen her zur Vorderseite des Gebäudes und in die „deutsche Seite“ des Lagers. Zwischenzeitlich blieb David hinter dem Stacheldraht des Lagers auf gleicher Höhe mit mir, trotz der von meiner Eskorte an ihn gerichteten Aufforderung, sich zu entfernen. Schließlich verloren wir ihn aus den Augen, als ich in die deutsche Kommandantur geschoben wurde und mit den Deutschen allein war.

Man eskortierte mich sozusagen durch den Haupteingang und hinein in die Amtsstuben. Mir war ängstlich und dumm zu Mute. Ihre Reaktion war aber nicht sonderlich feindselig. Im Gegenteil, die Atmosphäre war vergleichsweise entspannt, sie waren anscheinend zufrieden, dass sie mich so leicht gefangen hatten. Andere Flüchtende hatten in ähnlichen Umständen eine grobe Behandlung erlebt.

Ich wurde bis auf die Haut durchsucht – das war Routine. Dann kam der Sicherheitsoffizier des Lagers, Hauptmann Heyl, dazu und fing an, mich zu fragen. „Sie sind sehr töricht. Warum versuchen Sie zu flüchten?“

Ich zuckte mit den Schultern und gab keine Antwort.

„Sie würden nicht weit kommen“, sagte er, „und es ist sehr gefährlich.“ Ich schaute ihn an - er war ganz entspannt, fast wie entgegenkommend. „Ja, sehr gefährlich, denn Sie wären bestimmt festgenommen und durch die Gestapo erschossen worden, Sie wissen doch, wie die sind.“ Ich blickte ihn an, aber er war vollkommen ernst. Die Gestapo zu erwähnen, machte selbst ihn plötzlich ängstlich. „Gestapo“, die Abkürzung für Geheime Staatspolizei, brachte vielleicht mehr als jedes andere Wort den Schrecken jener Tage zum Ausdruck.

Als er in meinem Gesicht die Betroffenheit sah, fuhr er fort, um mir zu sagen, dass den Deutschen bekannt sei, dass ich zu einem Kommandotrupp gehörte. Und dann erinnerte er mich an die jüngsten Hitlerbefehle, die vom OKW, dem Oberkommando der Wehrmacht, veröffentlicht wurden, dahingehend, falls „Einzelpersonen, die zu Kommandotrupps gehören, in die Hände deutscher Truppen fallen, sie unverzüglich der SS zu übergeben sind, und dass jegliche Sicherheitsverwahrung unter militärischem Schutz, d. h. Kriegsgefangenenlager, auch wenn es ohne Absicht geschieht, streng verboten ist.“ Mit anderen Worten, hätte man mich auf meiner Flucht gefangen genommen, wäre für mich wenig Hoffnung gewesen, in ein Kriegsgefangenenlager zurückgebracht zu werden. Der Befehl, der als „Führerbefehl“ veröffentlicht wurde, datierte vom 18. Oktober 1942, dem Jahr zuvor.

Die folgenden Auszüge sind der von Champ-Sempill übersetzte deutsche Originaltext:

„Schon seit längerer Zeit bedienen sich unsere Gegner in ihrer Kriegführung Methoden, die außerhalb der internationalen Abmachungen von Genf stehen. Besonders brutal und hinterhältig benehmen sich die Angehörigen der sogenannten Kommandos, die sich selbst, wie feststeht, teilweise sogar aus Kreisen von in den Feindländern freigelassenen kriminellen Verbrechern rekrutieren. Aus erbeuteten Befehlen geht hervor, dass sie beauftragt sind, nicht nur Gefangene zu fesseln, sondern auch wehrlose Gefangene kurzerhand zu töten im Moment, in dem sie glauben, dass diese bei der weiteren Verfolgung ihrer Zwecke als Gefangene einen Ballast darstellen oder sonst ein Hindernis sein könnten. Es sind endlich Befehle gefunden worden, in denen grundsätzlich die Tötung der Gefangenen verlangt worden ist.
Aus diesem Anlass wurde in einem Zusatz zum Wehrmachtbericht vom 7. 10. 1942 bereits angekündigt, dass in Zukunft Deutschland gegenüber diesen Sabotagetrupps der Briten und ihren Helfershelfern zum gleichen Verfahren greifen wird, das heißt: dass sie durch die deutschen Truppen, wo immer sie auch auftreten, rücksichtslos im Kampf niedergemacht werden.“

Als Resultat dieses Befehls wurden Kommando-Offiziere und andere Soldaten, die im späteren Jahresverlauf 1942, dem Jahr des Erlasses dieses Befehls, bei dem Überfall auf Bordeaux, in Gefangenschaft gerieten, meistens bei Gefangennahme erschossen, wie das Brigadegeneral Lucas Phillips in seinem Buch „*Cockleshell Heroes*“ beschrieben hat. Und eine andere Kommando-Einheit, die in Norwegen bei ihrem Versuch in Gefangenschaft geriet, eine Schwerwasserfabrik zu zerstören, wurde ebenso gleich nach Gefangennahme exekutiert. Der Befehl war also verbindlich, obwohl er von den Umständen abhing, unter denen man in Gefangenschaft oder Wiedergefangennahme geriet.

Hitlers Befehle galten nicht nur für Kommando-Einheiten, denn in Teilen der Befehle hieß es: „ Es ist ganz gleich, ob sie zu ihren Aktionen durch Schiffe oder Flugzeuge angelandet werden oder mittels Fallschirmen abspringen. Selbst wenn diese Subjekte bei ihrer Auffindung scheinbar Anstalten machen sollten, sich gefangen zu geben, ist ihnen grundsätzlich jeder Pardon zu verweigern.“

Diese Befehle haben seit Erlass starke öffentliche Aufmerksamkeit gefunden, sie kamen durch die Frustration zustande, welche die Deutschen durch den wachsenden Erfolg der Kommando-Überfälle verspürten. Die Befehle waren damals auch in der deutschen Presse und über den deutschen

Rundfunk bekanntgegeben worden. Sonderbarer Weise hatten sie wenig Eindruck auf diejenigen von uns gemacht, die zu Kommandotrupps gehörten und dann in Kriegsgefangenenlagern waren.

Aber dieser Hinweis von Heyl konfrontierte mich zum ersten Mal mit den düsteren Auswirkungen von Hitlers Befehl. Heyl sagte nicht mehr viel, nebenbei machte er nur noch eine Bemerkung über den Regen, den wir vor kurzem hatten, und über das unbeständige Sommerwetter und über bevorstehendes kaltes Wetter und darüber, wie töricht ich war.

Es gab kein Schreien, und nach wenigen weiteren Fragen nahm er mich beim Arm und führte mich aus dem Zimmer heraus auf den Flur. Auf seinem Holzbein humpelnd, spazierte er mit mir zur Stacheldrahtabsperrung, welche die Deutsche Kommandantur vom Rest des Lagers trennte. Ein Wachposten öffnete das Tor im Stacheldraht und schob mich auf die Gefangenenseite des Offizierslagers IX AZ – ich war zurück in der „Heimat“, wenn man es so nennen konnte, und ich hatte nichts erreicht.

David und die anderen warteten auf mich. Es gab nichts zu besprechen. Ein weiterer Fluchtweg war offengelegt worden, ein weiterer Kartensatz verloren, und die Lebensmittel, die über einige Wochen hin zusammengespart worden waren, nicht ersetzbare Schokolade, Hafermehl und Zucker waren weg.

Es war schon ziemlich seltsam, dass ich nicht besonders niedergeschlagen war. Ganz im Gegenteil, ich hatte mich getestet – obwohl ich keinen Erfolg hatte. Als ich am Warten war, während des Mittagessens vor meinem Versuch, wäre ich beinahe der Versuchung erlegen, nicht zu flüchten. Tausend Kilometer quer durch Deutschland zu laufen und dann durch Frankreich an die spanische Grenze, allein, das war eine entmutigende Aufgabe und ich hatte nicht gewagt zu viel über die damit verbundenen Aussichten nachzudenken.

Das nächste Mal? Wenn es ein nächstes Mal geben sollte, würde ich zusammen mit einem Kameraden gehen. Zumindest hatte ich es jedoch versucht, und obwohl es ein totaler Fehlschlag geworden war, verschaffte es mir eine gewisse Befriedigung, es versucht zu haben, die Fesseln der Gefangenschaft zu zerbrechen.

Wenn jemand zu flüchten versuchte, war die normale Verfahrensweise nach seiner Wiedergefangennahme, ihn für eine Weile in den Bau zu stecken – in eine Strafzelle für den Geflüchteten. In Rotenburg war Micky Burn der Letzte im Bau gewesen, ehe er weiter nach Colditz geschafft wurde.

Ich wurde jedoch in Ruhe gelassen. Die Tage gingen ins Land, und niemals wurde mir oder dem britischen Lagerältesten etwas gesagt, der zweimal täglich eine Begegnung mit den deutschen Offizieren hatte, wenn sie uns beim Appell zählten. Nein, nichts wurde gesagt, und es schien so, als ob die Deutschen die Episode ignorieren wollten.

Kapitel 18, S. 167

Die Schwerverwundeten

Einige Monate früher hatte eine Rot-Kreuz-Delegation das Lager besucht und diejenigen untersucht, die unsere eigenen Ärzte zur Repatriierung empfohlen hatten. Ich weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich war dies der Grund, warum man mich nach Obermaßfeld und dann nach Rotenburg zu den anderen Schwerverwundeten geschickt hatte, die für die Repatriierung vorgesehen waren, auf die sie noch immer warteten.

Die Rot-Kreuz-Delegation, bei der es sich diesmal um eine von einem Schweizer Offizier geleitete handelte, bestand aus einem deutschen Offizier und einem weiteren Schweizer Offizier, einem Miltärarzt in grauer Uniform und einem langen Kittel. Dieser kam in Begleitung des örtlichen britischen und des deutschen Lagerarztes. Sie befragten uns, einen nach dem anderen, und hörten sich jeden einzelnen Fall an. Wie das gewöhnlich in einem Gefangenenlager war, das ganze Prozedere bestand aus einer Mischung aus Heiterkeit und Traurigkeit, obwohl es eigentlich von bitterem Humor geprägt war.

Um als Schwerverwunderter eingestuft zu werden, musste ein Gefangener entweder schwere Verwundungen haben, blind oder taub sein oder an Krebs, Tuberkulose oder ähnlich schlimmen Beschwerden leiden.

Wenn man von der Prämisse ausgeht, dass in der Liebe und im Krieg man Vieles zu akzeptieren hat, kommt man nicht an einigen Beispielen vorbei, bei denen die Ärzte „unabsichtlich“ einzelne Personen als untauglich für weiteren militärischen Einsatz erklärten (denn darum geht es bei der Repatriierung), die dazu durchaus in der Lage waren.

In Rotenburg gab es einen Offizier, der ein Muster von Eleganz und militärischem Auftreten verkörperte. Er trug einen gepflegten Schnauzbart, sein Haar war stets gebürstet und er bewegte sich kerzengerade. Aber als wir von der in einigen Tagen zu erwartenden nächsten Visite einer Rot-Kreuz-Delegation erfuhren, legte sich der Berufsoffizier im Rang eines Majors ins Zeug. Er rauchte eine Zigarette nach der anderen und irgendwie schaffte er es, zwei Nächte ohne Schlaf zu verbringen. Er entfernte seine künstlichen Zähne, bürstete seinen Schnauzbart nach unten über seinen Mund und ließ sein prächtiges Haupthaar über seine Ohren fallen. An dem Morgen, als die Rot-Kreuz-Kommission ankam und mit ihrer Untersuchung begann, sah der Major mehr tot als lebendig aus und mit einer großartigen, aber doch makabren Schauspielerei ließ er sich auf einen Stuhl helfen und untersuchen, wobei er aufgrund seiner Erschöpfung und seines Nikotinexzesses fast ohnmächtig wurde. Dies führte dazu, dass der Schweizer Arzt ihn sofort als untauglich für weiteren militärischen Dienst wegbringen ließ – voller Angst, dass der Major auf der Stelle sterben könne.

In einem anderen Fall ging es um einen engen Freund von mir, der aufgrund eines Einsatzes mit einem Sturzkampfflugzeug 1940 halb taub geworden war. Durch das Vortäuschen völliger Taubheit konnte er die Ärzte von seiner totalen Untauglichkeit überzeugen, obwohl dies ein alter Trick war, den man auch schon vorher angewandt hatte. Als mein Freund untersucht und befragt wurde, spielte er die Rolle des Taubstummen mit solchem Erfolg, dass man ihm sagte, er werde sobald wie möglich nach Hause geschickt. Aber er nahm davon keine Notiz. Nachdem man ihm dies wiederholt mitgeteilt hatte, schob man ihn schließlich zur Tür des Untersuchungsraumes, aus dem er dann heraustorkelte. Dabei rief ihm der deutsche Arzt zu: Alles Gute, Hauptmann – und achten Sie auf die Stufe!“ Aber mein Freund zeigte keinerlei Reaktion, stolperte über die Stufe, schwankte durch die Tür und ging wie ein Blinder davon.

Dies waren Ausnahmen, denn meistens waren es ernste Fälle, sogar tragische, und die Mehrzahl derjenigen, die als unfähig für weiteren feindlichen Einsatz eingestuft wurden, hatten echte Behinderungen oder Krankheiten.

Dann kam ich an die Reihe und ich humpelte in das Untersuchungszimmer. Die Ärzte versuchten dort sehr höflich und sanft mein Bein zu beugen, sie drehten es und fragten nach meinem Rang und Dienst. „Ach so, ein Oberleutnant der Infanterie“, sagte der deutsche Arzt, „Sie werden nie wieder kämpfen, Sie werden nach Hause geschickt, für Sie ist der Krieg vorbei!“

Ich traute kaum meinen Ohren, aber ich wagte es nicht, irgendwelche Gefühle zu zeigen für den Fall, dass die Ärzte ihre Meinung ändern würden. Höflich zeigten Sie in Richtung Tür, und ich humpelte weg, ohne es überhaupt zu wagen, ihnen zu danken.

So erging es jedoch nicht einem jungen Jagdflieger der Britischen Luftwaffe, der nach mir dran kam. Er war vor kurzem in der Nähe der Nordseeküste abgeschossen worden und war erst seit einigen Monaten in Gefangenschaft. Er hatte auch eine Beinverletzung und hatte ebenso steife Gelenke wie ich. Aber als er nach seinem Dienst gefragt wurde, bemerkte der deutsche Arzt: „Ah, aber Oberst Bader kann fliegen und er hat keine Beine!“ – Dem armen Wentworth Beaumont (jetzt Lord Allendale) wurde die Repatriierung verweigert.

Repatriierung war jedoch ein bedeutungsloses Wort, und sobald die Rot-Kreuz-Delegation das Lager verlassen hatte, kehrte wieder normales Leben ein. Nachdem wir an diesem Tag doppelte Brotrationen, Tapfel-Margarine und dunklen Sirup serviert bekommen hatten, wurden wir am folgenden Tag auf halbe Ration gesetzt, um das bei unserer Essenszuteilung entstandene Defizit auszugleichen. Das Rote Kreuz war abgereist, man hatte freundliche Worte vernommen, die wie ein kleiner Lichtstrahl in der Düsternis unseres Lebens waren, aber wir hatten so gut wie keinen Glauben an die Versprechungen. Das Fiasko von Rouen mit seinem fehlgeschlagenen ersten Repatriierungsversuch im Jahr 1941 war noch allzu frisch bei den älteren Gefangenen in Erinnerung, die kein Vertrauen in diejenigen hatten, die sie gefangen genommen hatten. Wir, die neuen Gefangenen, die jetzt offiziell als Schwerverwundete bezeichnet wurden, konnten nichts anderes tun, als unsere Hoffnungen und unseren Optimismus vor denen zu verbergen, die drei Jahre nach dem fehlgeschlagenen Versuch immer noch warten mussten.

Das Tunnelprojekt war fehlgeschlagen, aus meinem eigenen kläglichen Fluchtversuch war nichts geworden, und die in jenen Tagen einzige gute Sache war die Verbesserung des Wetters. Die Sonne stand hoch am Himmel und wir nahmen Sonnenbäder, stöberten in der Bibliothek herum, spielten Cricket und Softball und genossen die Ausflüge auf Ehrenwort entlang dem Ufer der Fulda mit ihren Windungen auf ihrem Weg nach Norden zur Weser.

Es gab einen furchtbaren Grund, dass 1941 der erste Austausch von Schwerverwundeten in Rouen zum Scheitern kam. Obwohl eine Vereinbarung mit den Deutschen erreicht worden war und man Sanitätszüge aus ganz Europa nach Rouen dirigiert hatte, um die schwerverwundeten Kriegsgefangenen zurück nach Großbritannien zu bringen, kündigte Hitler die Vereinbarung auf, weil wir aufgrund unserer schweren Niederlagen in Frankreich, Belgien und Norwegen damals nicht so viele Kriegsgefangene in unserem Gewahrsam hatten wie die Deutschen. Unter völliger Nichtbeachtung der Vereinbarungen der Genfer Konvention verlangte er Auge um Auge und erst 1943, nach der Gefangennahme von Hunderttausenden feindlicher Soldaten durch die Briten in Nordafrika kam es zu einer Sinneswandlung bei Hitler.

Außer dieser Logik gab es aber noch einen anderen finsteren Grund: In Russland, wo die Schlachten hin und her wogten, wurden die Deutschen schwer misshandelt und vor allem von den Russen wurde kaum Pardon gegeben. Mit den Gefangenen wurde kurzer Prozess gemacht, auch mit den Verwundeten. Vielfach wurden keine Gefangenen gemacht; die Männer wurden erschossen, einschließlich ihrer Ärzte. Insbesondere nach unseren Siegen in Nordafrika war der Mangel an Ärzten so groß, dass Hitler schließlich bereit war, die Genfer Konvention und die internationalen Vereinbarungen zur Kriegsführung zu erfüllen und einen gegenseitigen Austausch von verwundeten Gefangenen und von Ärzten zu gestatten.

Die Ausflüge auf Ehrenwort hatten eine neue Richtung bekommen. Sie hingen ganz von dem in uns gesetzten Vertrauen ab, von unserem gegebenen Wort, während eines Ausflugs keinen

Fluchtversuch zu unternehmen. Wir verweigerten allerdings das Versprechen, einen Fluchtversuch auch außerhalb der Ausflüge auf Ehrenwort zu unterlassen.

Nach fast zwei Jahren Gefangenschaft im Krieg in Europa einschließlich des Aufenthalts in drei Krankenhäusern für Kriegsgefangene und zwei Kriegsgefangenenlagern sowie Hunderten von Meilen offenbar sinnloser Zugfahrten unter strenger Bewachung, war ich dabei, mich zu einem „alten Knacker“ mit einschlägiger Erfahrung zu entwickeln. Mit wenig Möglichkeiten, der Frustration und dem Freiheitsverlust zu begegnen – wie wirkte sich das auf meine damalige Lebenseinstellung aus? Mit den Worten meines alten Freundes David Campbell: „Wir mussten miteinander auskommen.“ Und indem wir dies taten, entwickelten sich viele Freundschaften aus den Kontakten, die wir vor vielen Jahren in den Gefangenenlagern pflegten. Die früh in Dünkirchen und St. Valery in Gefangenschaft geratenen Kameraden hatten zu dem Zeitpunkt, als wir 1942 gefangen genommen wurden, sich „eine kleine eigene Welt“ konstruiert. Und während sie uns in den ersten Tagen unserer Gefangenschaft eine Hilfe bedeuteten, wurde uns dann klar, dass wir für sie „neue Jungen“ waren. Vielfach wurden wir mit einem bestimmten Maß an Verdacht und Ressentiment betrachtet, aber wir wurden bald heimisch und zu Mitgliedern dieser „kleinen Welt“.

Dieses Leben war ganz anders als wir es von zu Hause gewöhnt waren, der unangenehmste Aspekt dieses Lebens war der ständige Mangel an Verpflegung – auch unter Berücksichtigung der Rot-Kreuz-Pakete. So gut diese auch waren, es mangelte stets an ordentlichen und angemessenen Rationen.

Es war der Mangel an kalorienreichem Gehalt unserer Essensrationen, der vermutlich dazu führte, dass wir eine negative - oder fast negative – Einstellung gegenüber Frauen entwickelten und keine Lust an geselligem Umgang mit Frauen hatten. Lust war schon da, aber mit der Zeit verblasste sie zu bloßer Erinnerung und bedeutete nicht mehr besonders viel. Mit Ausnahme der Verzweiflung und dem Elend, in das einige Gefangene dadurch gerieten, dass ihre Frauen die Einsamkeit nicht ertragen konnten und ihre Männer verlassen hatten zugunsten von solchen Glücklichen, die noch zu Hause in Großbritannien hatten bleiben können.

Es gab viele Fälle von Untreue unter den Frauen der Tausenden von uns, die in Gefangenschaft waren. Eines der schlimmsten Beispiele war das eines gefangenen Soldaten, der damals im Oflag IX AZ in Rotenburg war, der einen Brief von seiner Frau mit der niederschmetternden Nachricht erhielt, dass sie sich dazu entschlossen habe, ihn wegen eines anderen Soldaten zu verlassen, eines ausländischen Soldaten, mit dem Unterschied, dass dieser „ein Soldat in der neuen modernen Armee sei, die gerade in Großbritannien ausgebildet wird – kein Angehöriger der alten gefiederten Armee von 1940“! Was konnten wir ihm Tröstliches sagen? Wie konnten wir ihm helfen, in seine dunkle und einsame Zukunft zu blicken? Eine „weißgefiederte Armee“ war es tatsächlich gewesen – vermutlich einschließlich der neunzig Männer des *Royal Norfolk* Regiments, die während der Kämpfe vor Dünkirchen in einer Scheune zusammengetrieben worden waren und dann im Granatfeuer zu Tode kamen. Oder einschließlich jener tapferen Angehörigen des *Green Jacket* Regiments, die zehn Tage lang bei Calais gegen die X. Panzer Division kämpften, um die Evakuierung des *Britischen Expeditionskorps* [Truppenkontingent der *British Army*, das in Frankreich und Belgien eingesetzt war] von den Stränden bei *Bray Dunes* zu ermöglichen.

Was Untreue angeht, die Deutschen hatten eine strenge Regel für die Behandlung untreuer Ehefrauen, die beim Schlafen mit fremden Truppenangehörigen erwischt wurden: sie wurden erschossen.

Was das Thema Moral und unsere Moralvorstellung betrifft, so werde ich stets die junge polnische Frau in Erinnerung behalten, die selbst auch eine Gefangene war und auf den Feldern außerhalb des Rotenburger Lagers beim Auflesen von Kartoffeln war. Mit ihren hochwangigen Backenknochen, die

ihr das typisch slawische Aussehen verliehen, war sie hübsch anzusehen. Sie sah wirklich gut aus – und sie war sich dessen bewusst. Und sie wusste auch, dass sie der Fixpunkt für über 535 männliche Augenpaare war. Sie durfte nicht nahe genug für ein Gespräch an unseren Drahtkäfig herankommen, wir hätten uns bestimmt verständlich machen können, aber es schien ihr sehr zu gefallen, dass unsere Aufmerksamkeit auf sie gerichtet war, und uns gefiel es, sie anzuschauen. Aber damit war die Romanze auch schon beendet.

Mit ihr und den jungen französischen Mädchen in Rennes kam ich am dichtesten in Berührung, um meine Reaktion auf ein weibliches Wesen zu testen.

Von Ausnahmen abgesehen, galt dies für die meisten von uns, und dies erlebten wir in Kenntnis der fürchterlichen Bestrafung, welche die Deutschen über die Frauen verhängen würden, mit denen wir eine Beziehung hätten eingehen können. In „dieser unserer eigenen Welt“ nahmen wir jeden Tag so hin, wie er kam, und einige nutzten die verfügbare Zeit gut aus für Musik, Malerei und für Ausbruchsversuche, und dies geschah immer wieder. [Anmerkung von Chant-Sempill: Eine von David Wade 1981 in *BBC Radio 4* zusammengestellte Sendereihe über die Lebensverhältnisse von Kriegsgefangenen rückte dieses Thema stark in das öffentliche Interesse, als er denjenigen eine Stimme gab, die in Europa und vor allem in Deutschland in Kriegsgefangenschaft gewesen waren.]

Ein ehemaliger Kriegsgefangener berichtete darüber, wie schwierig es sei, die damaligen Lebensumstände zu erklären, weil es keine Vergleichsmöglichkeiten mit dem Leben zu Hause gebe. In diesem Zusammenhang wies ein anderer darauf hin, wie sehr ein falscher Eindruck durch die Filmserie über Colditz entstanden sei, nach seinen Worten „ein Eindruck, der in keiner Weise das tatsächliche Leben in Gefangenschaft widerspiegelt“ – die Monotonie, den Drahtverhau und den ständigen Nahrungsmangel.

Die Ausweitung der Ausflüge auf Ehrenwort und die Möglichkeit, durch die Umgebung des schönen Fuldatals war für sich genommen recht angenehm, bedeutete aber wenig für unser tägliches Leben. Wir betrachteten dies vielmehr als ein Hinweis auf die nachlassende Stärke der Deutschen angesichts des für sie negativen Verlaufs des Krieges, der sich für uns zunehmend günstig entwickelte.

In den zurückliegenden Monaten hatten wir die zunehmenden Wellen amerikanischer Bomber wahrgenommen, die bei Tag über uns hinwegflogen und tief in die Zentren Deutschlands vordrangen, obgleich sie mit schweren Verlusten verbunden waren. Und dreimal erlebten wir nächtliche Bombenangriffe auf Kassel, bei denen die Britische Luftwaffe mit jeweils über 2000 britischen Bombern die Stadt praktisch völlig zerstörte.

Im Lager gab es einige zusätzliche Bewegung, und zwar dadurch, dass neue Gefangene zu uns kamen, darunter auch Flieger, die kurz zuvor bei Luftangriffen abgeschossen worden waren, und, was noch bedeutsamer war, darunter auch solche, die vor den in Italien nach Norden vorrückenden Kolonnen unserer 5. und unserer 8. Armee nach Deutschland gebracht wurden, nachdem die italienischen Streitkräfte inzwischen zusammengebrochen waren. Ein Gefühl von Erregung lag in der Luft.

Ohne Vorankündigung wurden plötzlich ungefähr hundert Offiziere, die zur Repatriierung vorgesehen waren, davon in Kenntnis gesetzt, dass sie innerhalb der nächsten Tage nach Hause kommen würden und dass sie sich dafür bereit machen sollten. Ich war der einzige Offizier, der für eine Repatriierung vorgesehen war, aber nicht benachrichtigt wurde. Ich erfuhr keine Begründung, immerhin aber war man mir gegenüber freundlich und zuvorkommend, sodass es mir vorkam, als ob ich schließlich doch noch wegen meines Ausbruchversuches bestraft werden sollte. Oder noch schlimmer, dass ich gemäß von Befehlen Hitlers irgendwohin gebracht werden sollte.

Mit Bedauern stelle ich fest, dass ich an dem letzten Tag, an dem diejenigen, die für eine Entlassung vorgesehen waren, in Gefangenschaft waren, meine Gefühle kaum unter Kontrolle hatte und kurz davor war, heftig zu reagieren. Zugegebenermaßen gab es noch Hunderte von anderen Offizieren, die in dem Lager zurückbleiben mussten, aber die waren entweder nicht verwundet oder ihre Repatriierung war noch nicht genehmigt. Dann plötzlich, am späten Nachmittag jenes Tages, rief man mich herbei und sagte mir, dass ich nach Hause geschickt werden sollte unter der Voraussetzung, dass ich keine weiteren dummen Fluchtversuche anstellen würde.

Und so ließ man später an diesem Abend des 17. Oktober 1943 ungefähr hundert Offiziere durch die Lagertore marschieren, durch die ich kurze Zeit vorher hatte fliehen wollen, um über die Landstraße zum Rangierbahnhof der nahegelegenen Bahnstation zu kommen. Die Nacht brach herein und die Deutschen gestatteten uns, frei herumzulaufen, bis ein Zug langsam in den Bahnhof rangiert wurde und sich mit uns als Passagieren in nordöstlicher Richtung in Bewegung setzte, in Begleitung von einer geringen Zahl an Wachen.

Es ist schwer zu beschreiben, wie man sich nach zwei Jahren in Gefangenschaft fühlte, und als wir am frühen Morgen des nächsten Tages durch die westlichen Außenbezirke von Berlin ratterten, konnten wir es noch nicht richtig fassen, dass wir bald in Freiheit sein würden. Von Berlin fuhren wir langsam in Richtung Norden und schließlich erreichten wir bei Saßnitz die Ostseeküste. Wir konnten es noch nicht glauben, dass wir freigelassen würden, aber als plötzlich ein großes Fährschiff am Kai des Hafens anlegte, waren wir innerhalb von Minuten an Bord – das gilt für die wenigen von uns, die das selbst machen konnten. Diejenigen, die dazu nicht in der Lage waren, wurden mit Bahren auf das Schiff getragen. Mit unseren bitteren Erinnerungen an die letzten Jahre bewegten wir uns jetzt weg von Deutschland. Wir hatten noch immer keine Vorstellung von unserem Zielort, bis wir Trelleborg erreichten, einen schwedischen Hafen an der Ostsee, wo man uns in einen langen schwerfälligen Truppentransportzug umsteigen ließ, diesmal jedoch ohne Begleitung von Wachen, die uns an unsere Gefangenschaft hätten erinnern können.

Ganz im Gegenteil, unsere Begleitung bestand aus sehr hübschen und fein gekleideten Mädchen des *Lota*, des schwedischen Gegenstücks vom britischen *ATS*. [ATS ist die Abkürzung *für Auxiliary Territorial Service*, die Frauenabteilung des britischen Heeres während des Zweiten Weltkriegs.]

Über den nächsten Abschnitt unserer Reise nach Göteborg, der großen schwedischen Hafenstadt, gibt es nichts besonders Bemerkenswertes zu berichten, außer dass uns auf der langsamen Tour nach Norden ein Zug begegnete, der nach Süden dampfte und vollbesetzt mit verwundeten deutschen Soldaten war, die für uns ausgetauscht wurden. Es klingt ziemlich seltsam, aber wir verspürten keinen Groll, und abgesehen von einem flüchtigen Zuwinken durch einige von uns fuhren wir aneinander vorbei, als ob Gefangenschaft für unser Leben keine weitere Bedeutung habe. Aber unsere Gefangenschaft war wichtig für diese deutschen Soldaten und ihre Ärzte gewesen, so wie wir unsere Freiheit dem Austausch mit ihnen verdankten.

Zum Austausch kamen damals dreitausend Offiziere und sonstige Soldaten, Schwerkranke und Verwundete aller Dienstgrade einschließlich von 1.200 nicht Waffen tragendem Personal, d. h. Ärzte, medizinische Hilfskräfte, Militärgeistliche und solche, die sich ausschließlich um die Pflege der Kranken und Verwundeten kümmerten.

Nach der Ankunft in Göteborg wurde uns, die wir laufen konnten, gesagt, wir sollten am Strand in der Nähe des Lazarettschiffes spazieren gehen, solange weitere Gefangene an Bord gebracht wurden. Dort wurden wir der schwedischen Kronprinzessin vorgestellt, die an den Hafen gekommen war, um uns Lebewohl zu sagen. Als sie die *Commando*-Abzeichen auf meiner Schulter sah, die mir in einem Brief von zuhause zugeschickt worden waren, sagte sie: „Oh, ich sehe, Sie arbeiten für meinen

Bruder. Grüßen Sie ihn bitte, wenn Sie ihn in London sehen.“ Ich stand gespannt und wie regungslos vor ihr und erwiderte: „Ja, gnädige Frau!“ ich wusste aber überhaupt nicht, auf wen sich ihre Bemerkung bezog.

Erst als ihre kleine Gruppe an Bord des Lazarettschiffes geführt wurde, sagte ein schwedischer Offizier zu mir: „Sie wissen natürlich, wer ihr Bruder ist.“ Dies musste ich verneinen. „Oh, aber ist Ihnen nicht bewusst, dass dies Lord Mountbatten ist und dass sie seine Schwester ist? Eines Tages wird sie unsere Königin sein.“ Und auf diese Weise, selbst dort in Schweden, waren die *Commando*-Abzeichen von Bedeutung.